**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte
**Band:** 75 (1995)
**Heft:** 7-8

**Rubrik:** Minderheiten und Aussenseiter

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 02.10.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

**Silvo Devetak**
*ist Direktor des Europäischen Instituts für ethnische, regionale und soziologische Studien an der Universität Maribor (Slowenien), Ordinarius für internationales Recht an dieser Universität und Vorsitzender der NGO ISCOMET (International Scientific Conference Minorities for Europe of Tomorrow) mit Konsultativstatus beim Europarat. Übersetzung aus dem Englischen: Beatrice Bissoli, Zürich.*

# Minoritäten und internationale Beziehungen

*Die Stellungnahmen der europäischen Regierungen in Fragen wie der Selbstbestimmung, der Volksentscheide (als eine Form von deren Verwirklichung), des Irredentismus, der Spaltung, des Separatismus und jeglicher Art von ethnischer Säuberung werden von grösster Bedeutung sein, wenn sie ihre Entscheidungen bezüglich Frieden und Krieg im künftigen Europa treffen müssen.*

Als Folge der Auflösung der sowjetischen, jugoslawischen und tschechoslowakischen Föderationen wurden über 60 Millionen Menschen über Nacht zu ethnischen Minoritäten, die eine äusserst ungewisse Zukunft vor sich haben, und etwa vier Millionen Menschen werden aus dem gleichen Grund zu Flüchtlingen. Fügt man diese Anzahl zu den bereits bestehenden Minderheiten hinzu, bedeutet dies, dass im heutigen Europa etwa hundert Millionen Menschen verschiedenen ethnischen, sprachlichen, religiösen und kulturellen Minderheiten angehören.

*Robert Indermaur, Ausstellungsplakat «Galerie vor der Klostermauer», St. Gallen, 1980.*

Probleme im Zusammenhang mit ethnischen Minderheiten werden deshalb nicht nur zu Menschenrechts-, sondern ebenso zu Sicherheitsproblemen ersten Ranges. Eine Aufsplitterung des europäischen Sicherheitssystems, sowie regionale und subregionale Formen der Zusammenarbeit und Konflikte werden die Aktualität des Themas verschärfen.

Wegen der ethnischen, nationalen, religiösen und politischen Rivalitäten ist der Balkan zur Zeit das problematischste Gebiet Europas. Die Aussichten auf eine Beendigung des Krieges werden wegen der Trennung von Bosnien und Herzegowina entlang der ethnischen Grenzen pessimistisch beurteilt; traditionelle Konflikte könnten erneut aufflammen, aber auch neue Freundschaften könnten sich angesichts der gemeinsamen Feinde entwickeln, die nicht unbedingt die aktuellen sein müssen.

Auch auf andern Teilen des Kontinents gibt es verdrängte und nur mit Mühe unterdrückte nationale und ethnische Konflikte. Im zersplitterten und polyzentristischen Europa könnten diese zu einem

grossflächigen Wiederaufleben zwischenstaatlicher und interkommunaler Streitigkeiten führen. Dies ist einer der Hauptgründe, weshalb im postkommunistischen Europa ein multilaterales kollektives Sicherheitssystem erforderlich ist.

Jedes zukünftige europäische Sicherheitssystem muss in der Lage sein, mit einer viel diffuseren und facettenreicheren Serie von Herausforderungen an die Sicherheit nicht nur umzugehen, sondern diese wenn möglich inmitten eines zunehmend polyzentristischen und heterogenen Kontinents auch zu lösen. Dies könnte sich als eine viel schwierigere Aufgabe erweisen als die Bewältigung dessen, was im wesentlichen ein bipolares System der europäischen Sicherheit war.

### Überwindung nationalstaatlichen Denkens

Im System der gegenseitigen Abhängigkeit der modernen Welt ist die ethnische Zugehörigkeit dennoch nur einer der Faktoren, welche die konzentrischen Kreise des globalen, staatlichen, regionalen, subregionalen und lokalen sozialen Gefüges darstellen. Jede Intervention in irgendeinen «Kreis» hätte direkte und unmittelbare Folgen auf das «ausgewogene» System als Ganzes.

Wie die «Gezeiten» der Gewalt in den nächsten Jahrzehnten die europäischen Nationen überfluten werden, hängt weitgehend von der Kompetenz der Politiker, der Akteure der künftigen zivilen Gesellschaft und der ethnischen Führer ab. Entscheidend ist, wie sie mit einem der zerstörerischsten gesellschaftlichen Mechanismen dieses und des nächsten Jahrhunderts – dem Nationalismus – umgehen, und ob sie fähig sind, die ethnische Zugehörigkeit in einen konstruktiven Katalysator der europäischen internationalen Beziehungen umzuwandeln[1]. Dieser Vorgang wird von mancherlei Voraussetzungen und Ungewissheiten abhängen, von denen drei eine grundlegende Bedeutung haben:

- Die demokratische Hinüberführung der Vorstellung vom Nationalstaat zum modernen Staat, welcher Möglichkeiten zur freien Entwicklung gesellschaftlicher, politischer, kultureller und ethnischer Verschiedenartigkeiten gibt, die das Hauptmerkmal der Gesellschaft sein sollten.

*Staatliche Grenzen dürfen kein Hindernis zur freien Entfaltung kultureller Bande und Kommunikation zwischen Menschen der gleichen (oder anderer) ethnischer oder nationalen Herkunft darstellen.*

- Die Schaffung neuer Modelle der internationalen Zusammenarbeit, indem den lokalen, regionalen, politischen, ökonomischen, kulturellen, ethnischen und anderen Wesenheiten des Nationalstaats umfassende Möglichkeiten zu internationalen Verpflichtungen gegeben werden, wodurch den staatlichen Bürokratien die Alleinherrschaft über die internationalen Beziehungen entzogen würde und die politische Bedeutung der ethnischen Zugehörigkeit zu den internationalen Beziehungen vermindert würde.
- Die Ausgestaltung einer angemessenen Rolle der internationalen und supranationalen Organisation in der künftigen europäischen Ordnung, in Übereinstimmung mit den Bedürfnissen von Staaten, Regionen und lokalen Behörden, verschiedenen Körperschaften der zivilen Gesellschaft, ethnischen Minoritäten sowie auch des einzelnen Bürgers.

### Neue Kooperations- und Integrationsmuster

Das traditionelle, staatszentristische, machtpolitische Paradigma ist immer weniger in der Lage, das Funktionieren eines globalen Systems zu erklären, das immer mehr durch Interdependenz, internationale Regime und neue Kooperations- und Integrationsmuster gekennzeichnet ist. Eine solche Entwicklung wird verschiedene Gemeinschaften der Gesellschaft in die Lage versetzen, an der internationalen Zusammenarbeit Seite an Seite oder getrennt von den staatlichen Strukturen mitzuwirken. Auf dieser Grundlage könnte eine Art Entethnisierung der Aussenpolitik und der internationalen Beziehungen erzielt werden, wodurch der ethnischen Zugehörigkeit infolge ihrer ungehinderten internationalen Zusammenarbeit, einschliesslich jener mit den Institutionen und den Körperschaften der bürgerlichen Gesellschaft des «Mutterlandes», die volle Gelegenheit zu freier Entwicklung und Entfaltung gegeben wird.

Bei den heutigen Verhältnissen, am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts, scheint ein Bedürfnis nach der Suche alternativer Wege für die Lösung der Minderheitenprobleme zu bestehen. Vor allem müssen weiterhin solche Formen der zwischenstaatlichen Zusammenarbeit entwickelt

**1** *Vgl. dazu den Sammelband: «Kleine Nationen und ethnische Minderheiten im Umbruch Europas», dt. und engl., Reihe «Ethnicity and Nations», Band 1, hrsg. von Silvo Devetak, Sergej Flere, Gerhard Seewann. Slavica Verlag, München 1993.*

werden – insbesondere zwischen Nachbarstaaten –, in welchen staatliche Grenzen kein Hindernis zur freien Entfaltung kultureller Bande und Kommunikation zwischen Menschen der gleichen (oder anderer) ethnischen oder nationalen Herkunft darstellen. Unter solchen Voraussetzungen würden Grenzen einen verbindenden, und nicht einen trennenden Faktor zwischen den Menschen als Individuen oder ethnischen Gemeinschaften darstellen.

Regionale Zusammenarbeit über die Grenzen hinweg kann wesentlich zur Erreichung dieser Ziele beitragen. Diese Zusammenarbeit könnte ein Grundzug des neuen Europa nach dem kalten Krieg werden, und zwar nicht nur in Zentraleuropa, sondern auch im Baltikum und in Skandinavien, im Balkan, im Mittelmeerraum und rund um das Schwarze Meer.

Die Nachbarländer sind von den Minoritäten am stärksten betroffen, deren Entstehung meistens auf die Errichtung neuer, sie trennender politischer Grenzen zurückzuführen ist. Deshalb könnten Vereinbarungen zwischen Nachbarländern über Minoritäten im Rahmen einer grenzüberschreitenden regionalen Zusammenarbeit der empfehlenswerteste Weg zur «Lösung» von Minoritätenproblemen auf multilateraler Basis sein, weil sie dadurch aus dem heiklen Dreieck Minorität – «Mutterland» – Staat, in dem Minderheiten leben – herausgeführt werden könnten.

Wenn man in diesem Zusammenhang zur Rolle der internationalen Organisationen kommt, müsste erwähnt werden, dass der internationalen Gemeinschaft bisher nicht bewusst geworden ist, wie negativ sich die Stosskraft ungelöster Probleme von ethnischen Minderheiten auf die internationalen Beziehungen auswirken könnte.

Zuerst einige Worte zur Uno. Die guten Dienste der Vereinten Nationen sind manchmal notwendig, um die Parteien zusammenzubringen und in den wesentlichen Punkten einen politischen Kompromiss zu erzielen, wie dies schon oft geschehen ist. Das «Management takeover» von ethnisch zersplitterten Staaten ist jedoch ein Unterfangen, das tunlichst zu unterlassen ist, ausgenommen in ganz besonderen Fällen, in denen es die einzig mögliche Methode einer wirksamen Präventivdiplomatie ist.

*Das «Management takeover» von ethnisch zersplitterten Staaten ist ein Unterfangen, das tunlichst zu unterlassen ist.*

Internationale Institutionen – Völkerbund und Vereinte Nationen – liessen auch zeitlich begrenzte Machtbefugnisse gelten – die treuhänderische Verwaltung oder das Mandat der Vergangenheit – und werden in Zukunft ähnlich einschneidende Praktiken anwenden, um in Übergangsperioden ethnische Gemeinschaften und Siedlungen zu schützen. Die kombinierte Übernahme der internationalen Treuhandverwaltung über Bosnien und Herzegowina beispielsweise durch die Uno und die KSZE (heute OSZE) kann als der einzig effiziente Weg gesehen werden, um das Blutvergiessen zu beenden und die ganze Region zu stabilisieren, indem künftigen Kriegen zwischen Serbien und Kroatien und «palästinensischen» Kleinkriegen einer entwurzelten ethnischen Nation vorgebeugt wird.

### Agenda für die OSZE

Das Ausmass der Interventionen verschiedener europäischer Organisationen – vor allem des Europarates, der OSZE, der EU, Nato oder WEU – bei der Regelung besonderer Krisensituationen auf dem Kontinent wird allgemein davon abhängen, welche Art von Sicherheitsrisiken und Herausforderungen in welcher Reihenfolge in der politischen Agenda erscheinen werden. Was die Minderheiten betrifft, werden der Europarat und die OSZE eine wichtige Rolle übernehmen, insbesondere bei der Schaffung von Grundlagen für das Verständnis ihrer Rechte und Pflichten, und für die Erforschung von Mitteln und Wegen ihrer Beteiligung an den internationalen Beziehungen. Sie besteht nicht darin, die Verantwortlichkeiten der beiden Organisationen in der Lösung ethnischer Konflikte zu untergraben.

Die Mitgliedschaft beim Europarat muss als hochangesehener Ausweis der Akzeptanz einer vollwertigen Demokratie und als wertvolle Garantie gegen nachträgliche Rückfälle gelten. Was die Minderheiten anbelangt, so gibt es leider nicht viel zu akzeptieren, wenn man Mitglied des Rates wird. Art. 14 der Europäischen Menschenrechtskonvention aus dem Jahre 1950, welcher die Diskriminierung verbietet, ist die einzige besondere Bestimmung zum europäischen Minderheitenrecht; alle anderen Ansätze zur Verbesserung der

Konvention durch Übernahme zusätzlicher Minderheitenrechte schlugen fehl. Der Vorschlag der europäischen Konvention zum Schutz der Minderheiten, 1992 von der Kommission «Demokratie durch Gesetz» vorbereitet, wurde ebenfalls verworfen. Die neue europäische Charta zugunsten der Minderheiten und Regionalsprachen, im November 1992 zur Unterzeichnung eröffnet, bedeutet vielleicht einen Meinungsumschwung der Mitglieder des Rates gegenüber den Anliegen der Minderheiten. Es bleibt abzuwarten, welche Resultate die diesbezüglichen, anlässlich des Gipfels des Europarates im Oktober 1993 in Wien unternommenen Bemühungen gezeitigt haben.

Wenn die OSZE gefördert, sich entwickeln und wachsen würde, könnte sie ein wichtiges Element im neuen Sicherheitsgefüge Europas werden, und zwar eines, das besonders gut geeignet wäre, die Sicherheitsprobleme Osteuropas und des Balkans zu bewältigen. Sie könnte auf diese Weise in der Lage sein, die Fehler sowohl von Sarajewo 1914 als auch von München 1938 zu vermeiden.

In den Fragen der Minderheiten hat die OSZE, von der Annahme der Erklärung von Helsinki im Jahre 1975 bis zu den Treffen in Kopenhagen 1990, in Paris 1991 und dem Expertentreffen über Minderheiten in Genf 1992, eine entscheidende Entwicklung durchlaufen, indem sie Prinzipien bezüglich der gegenwärtigen Minderheitsprobleme im heutigen Europa formulierte. In diesem Rahmen wurden auch Grundlagen geschaffen betreffend die Rolle von Minderheiten in den internationalen Beziehungen und die diesbezüglichen Verpflichtungen der Staaten. Von entscheidender Bedeutung ist die Errichtung der institutionalisierten Struktur zur Krisenbewältigung (Wien), zur Überwachung der Demokratie (Warschau) und die Institutionalisierung des OSZE-Hochkommissars für Minderheiten.

*Von entscheidender Bedeutung ist die Institutionalisierung des OSZE-Hochkommissars für Minderheiten.*

In der künftigen Regelung der Rolle der Minderheiten in Europas internationalen Beziehungen wird es empfehlenswert sein, auch in den folgenden Angelegenheiten Lösungen zu finden:

- Unter welchen Voraussetzungen und auf welche Weise könnten Minderheiten zu einem Faktor in den zwischenstaatlichen Beziehungen und in den Beziehungen zwischen Staaten und internationalen Organisationen werden? Wie könnten Minderheiten ihre Stosskraft auf die internationalen Beziehungen ausüben: durch Annahme einer direkten Rolle oder durch Einflussnahme auf die Aussenpolitik des Staates, in dem sie leben?
- Unter welchen Voraussetzungen und auf welchem Wege könnten Minoritäten Faktoren oder sogar Partner auf der Weltbühne der internationalen Beziehungen und Zusammenarbeit werden?
- Welche Auswirkungen hätten Beziehungen zwischen Minderheit und Mehrheit in der internationalen Politik?
- Auf welche Weise, in welchem Ausmass und unter welchen Voraussetzungen ersuchen Minderheiten um Lösung ihrer «inneren» Probleme, indem sie die Innenpolitik auf das internationale Weltgeschehen übertragen? Wird in diesem Fall die internationale Gemeinschaft in der Lage sein, mit diesen neuen/alten Problemen effizient und – vor allem – ungefährlich umzugehen? ✦

SPLITTER

*Ein polyethnischer Staat hat auf nationaler (staatlicher) und internationaler Ebene gute Überlebenschancen, wenn das psychologische Gefühl, einer Minderheit bzw. einer Mehrheit anzugehören, nicht existiert. Eine solche Einstellung wird möglich, wenn keine der ethnischen, linguistischen oder religiösen Gruppen das Gefühl haben muss, der Staat identifiziere sich mit ihr auf Kosten der anderen.*

*Hans Kohn, in: Dictionary of the History of Ideas, Vol. III, Artikel «Nationalism», New York 1973*

**Hans Kuhn,**
*geboren 1927 in St. Gallen, ist Professor Emeritus of Germanic Languages an der Australian National University in Canberra. Sein Beitrag ist eine Auswertung des letztjährigen Fünften Internationalen Kongresses der Société Internationale d'Ethnologie et de Folklore in Wien.*

# Ethnien – das Ende der Volks- und Völkerkunde?

*Die Ethnologie wird als Fachdisziplin neuerdings wieder vom Aufwind eines breiteren Interesses getragen. Neben den grundsätzlichen Identitätsproblemen kommt aber an internationalen Kongressen immer wieder die Identität des Faches zur Sprache.*

Volkskunde war lange eine nach innen gerichtete Wissenschaft, geboren aus nationalromantischen und regionalpatriotischen Impulsen des 19. Jahrhunderts, als die stürmische wirtschaftliche und industrielle Entwicklung die alten Lebensmuster einer in der engeren Heimat verwurzelten Bauern- und Handwerkerkultur zu überrollen begann. Materielle und geistige Zeugnisse der herkömmlichen Lebensart wurden gesammelt und in Museen ausgestellt oder – etwa im Falle von Trachten, Volksliedern und Volksmusik – in einem geographisch weiteren Rahmen neu in Umlauf gebracht. Das «Volk» in der Volkskunde hatte immer einen doppelten Sinn. Es war damit das «einfache Volk» gemeint (und nicht eine an überregionalen oder internationalen Vorbildern orientierte Elite) und anderseits das die Nation konstituierende Staatsvolk. Gleichzeitig entstand die Völkerkunde als die Wissenschaft von den «fremden», gewöhnlich exotischen Völkern, die durch Handels- und Entdeckungsreisen und die Kolonisierung zunehmend ins Blickfeld der Europäer geraten waren. Dass es naturgegebene Völker und Nationen gab, daran glaubten nicht nur die Anhänger der Rassenlehre; diese Unterschiede schienen so augenfällig wie etwa der (heute auch angefochtene) Unterschied der Geschlechter.

Jede Gemeinschaft definiert sich durch Ein- und Ausgrenzungen; wahrscheinlich mehr durch Distanzierung vom vorausgesetzten Anderssein des Fremden als durch einen klaren Begriff des Eigenen. Diese Unterscheidung ist freilich keine neutrale, sondern fast immer vom Gefühl des Besserseins begleitet, wie es der Pharisäer im Neuen Testament so trefflich ausdrückt: *«Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie die andern Leute...»* (Lukas 18.11). Erst bei der Begegnung mit dem «Farbigen» erkennt sich der «Weisse» als weiss, erst im Gegensatz zum Ausländer erlebt sich der Schweizer als Schweizer. Dänen brauchen Deutsche oder Schweden, um sich ihr Dänentum zu bestätigen; die Deutschen setzten sich zu verschiedenen Zeiten ab gegenüber Franzosen, Juden, Russen und Amerikanern. Auch die Geschichte wurde seit dem 19. Jahrhundert zunehmend nicht mehr als Weltgeschichte geschrieben, sondern als nationale Geschichte, und diese nationalen Geschichten standen autark und mit wenig Berührung nebeneinander. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg fing man in einigen Fällen an, die Geschichtsbilder zu vergleichen, die z. B. durch die Schulbücher verbreitet wurden, und bemühte sich um eine Vermittlung dieser autarken Nationalgeschichten und ihre Einbettung in grössere Zusammenhänge.

## Im Spannungsfeld von Globalisierung und Regionalisierung

Ebenso autark standen zumeist die nationalen Volkskunden nebeneinander, obwohl z. B. auf dem Gebiet der Volksdichtung und Volksmusik seit langem bekannt ist, wie beweglich solches Kulturgut ist. Aber was hat Volkskunde als Wissenschaft vom Eigentümlichen, vom Spezifischen in unserer durch Industrialisierung und Kommunikation rapide sich angleichenden Welt überhaupt noch zu suchen? Heute tragen die Staatsmänner in der ganzen Welt Anzug und Krawatte und die Jugend Jeans, McDonalds hat sich in Ländern unterschiedlichster Esskultur etabliert, die Discos erdröhnen allüberall von ähnlicher Musik. Sind wir nicht auf dem besten Wege dazu, ein Weltdorf mit Einheitskultur zu werden?

Die Gegenbewegung hin zum Spezifischen, zur Verwurzelung, zur Heimat ist indessen seit ein paar Jahrzehnten nicht weniger bemerkbar als der Prozess der Globalisierung. So mobil die jetzige Generation junger Europäer geworden ist, so sehr sucht sie nach Verankerung in überschaubaren Räumen. Während sich die nationale Begeisterung fast nur noch im (Zuschauer-)Sport äussert, finden regionale Natur und Kultur wieder reges Interesse, und Zusammengehörigkeit wird nun, anders als im 19. Jahrhundert, nicht in eidgenössischen Sänger-, Turn- und Schützenfesten gesucht, sondern eher im Quartier- oder Gassenfest.

Hier eröffnet sich der Volkskunde ein verwirrendes, aber lohnendes Feld der Forschung, das gerade jüngere Vertreterinnen und Vertreter bearbeiten. Die etablierte mittlere Generation hingegen scheint sich eher schwer zu tun mit der eigenen Wissenschaft, auf der nun tatsächlich einige Hypotheken lasten. Als Wissenschaft vom Völkischen arbeitete sie dem nationalsozialistischen Ungeist in die Hände, der mit seinen Vernichtungslagern die fürchterlichen Konsequenzen einer wertenden Ethnographie zog. Und kaum scheint jene schreckliche Lektion gelernt, so schlägt der Wahn der Abgrenzung wieder in ethnischen Säuberungen durch, mit Bosnien und Ruanda als jüngsten Beispielen. Und schliesslich setzt die Humangenetik dem Glauben der Sozialwissenschafter zu, tatsächliche oder behauptete Unterschiede zwischen Menschengruppen seien lediglich kulturelle Artefakte. *«L'identité, un mythe meurtrier?»* fragt beispielsweise der Soziologe *Freddy Raphaël* aus Strassburg, und er zeigt am Beispiel des Gedächtnisschwunds in bezug auf die Bücherverbrennungen im Elsass im Dezember 1940 (von den Nazis als den Volkskörper reinigendes Sonnwendfeuer gestaltet), wie die Idee vom Elsass als dem Spielball der Grossen das Gefühl für die eigene Mitverantwortung immunisiert.

*Sind wir nicht auf dem besten Wege dazu, ein Weltdorf mit Einheitskultur zu werden?*

### Nationalstaat als alt-neuer Mythos

Der seit der Aufklärung propagierten Vorstellung vom autonomen, selbstbestimmten und verantwortlichen Individuum, gern etwas grossprecherisch als das «Projekt der Moderne» apostrophiert, beherrscht die Sozialwissenschaft noch weitgehend. Ihr widersteht es, Bindungen, die aus den Zufällen der Geburt resultieren, in ihrer sich neuerdings wieder manifestierenden Stärke anzuerkennen. Die Nation ist nach dem ursprünglichen Wortsinn die Menschengemeinschaft, in die man hineingeboren ist, so wie Heimat der Ort ist, in den man hineingeboren ist. Zu «Nationen» fanden sich an den mittelalterlichen Universitäten die Studenten aus einem Gebiet zusammen, und so funktionieren sie heute noch in Schweden als Heimstätten in der «Fremde» des Universitätslebens. Im 19. Jahrhundert wurden sie mehr und mehr mit staatlichen Einheiten gleichgesetzt, und bei den United Nations wie schon bei der Société des Nations hatte das Wort «Nation» nur noch einen juristisch-staatspolitischen Sinn.

Dem Versuch *Woodrow Wilsons* und der Siegermächte, die alten europäischen Vielvölkerreiche nach dem Ersten Weltkrieg zu ethnischen Nationalstaaten zu zertrennen, war bekanntlich nur ein beschränkter Erfolg beschieden, weil sich das über Jahrhunderte hin zusammengewachsene Geflecht von Ethnien in der östlichen Hälfte des Kontinents nicht säuberlich aufdröseln liess, wobei freilich der Verzicht auf das Prinzip, etwa im Falle der Kurden und Juden, sich als noch folgenschwerer erwies als dessen Durchführung. Auch die massiven Umsiedlungen während und nach dem Zweiten Weltkrieg haben noch nicht «klare Verhältnisse» geschaffen. Im Staatssozialismus waren die Ethnien als pittoreske kulturelle Selbstbestätigung zugelassen, solange sie weder das Machtmonopol der Partei noch den von oben verordneten massiven Industrialisierungsprozess (auch in der Landwirtschaft) gefährdeten. Nach dem Zusammenbruch des Kommunismus bot sich der Nationalstaat, der im Westen eben durch Internationalisierung und Regionalisierung allmählich abgewickelt wurde, als alt-neues Fundament sozialer Bindung an, wobei die unheimliche Tiefe historischer Erinnerung (wie diejenige der Serben an die Schlacht auf dem Amselfeld von 1389) an *Christa Wolfs* Wort denken lässt: *«Das Vergangene ist nicht tot – es ist nicht einmal vergangen.»* Demokratie, Freiheit und Toleranz waren offenbar zu abstrakte Begriffe, als dass sich daran Heimat- und Zusammengehörigkeitsgefühle

entwickeln konnten, wie ja auch die Europäische Gemeinschaft für die meisten Menschen in Westeuropa eine eher fröstelige Heimat bedeutet. Und mit ihren Minderheiten scheinen sich die neuen Nationalstaaten nicht weniger schwer zu tun als ihre Vorgänger in der Zwischenkriegszeit.

Es öffnet sich eine Kluft zwischen dem «Volk», das Nation oder Ethnie als eine durch Herkunft bedingte, unabänderliche Erbmasse aufzufassen geneigt ist, und den Sozialwissenschaften, wo die Historiker das geschichtliche Entstehen und den geschichtlichen Wandel solcher Begriffe nachzeichnen. So hat z. B. *Ole Feldbæk* (Kopenhagen) nachweisen können, wie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Vorstellungen von Dänemark als «Nation» aus dem Ressentiment einer verhältnismässig kleinen dänischsprachigen Mittelklasse in der Hauptstadt gegenüber der deutsch geprägten Hof- und Adelskultur erwuchsen und dann im 19. Jahrhundert dank volkspädagogischer Aktivitäten allmählich in weitere Schichten drangen. Jedes Weltbild ist bis zu einem gewissen Grad «mythisch», und diese Mythen werden nicht wegen ihres Wahrheitsgehalts akzeptiert, sondern weil sie einem gefühlsmässigen Bedürfnis entsprechen. In der Schweiz wurde *Wilhelm Tell* in Wort und Schrift, in Lied und Bild eben in jener Zeit übermächtig, als die Historiker seine Nicht-Existenz nachgewiesen zu haben glaubten.

*Die Ethnie wird zu einer Art Grossfamilie, in welcher die verunsichernde Mobilität des heutigen Lebens aufgehoben ist.*

### Deutungen und Denkanstösse

Muss jede Ethnie erst die Phase des Nationalismus durchlaufen, bevor sie ein gelösteres Verhältnis zu sich selbst und zu den Nachbarn findet? Im alten Habsburgerreich wurde, nachdem einmal das unglückselige Germanisierungsprojekt *Josefs II.* gescheitert war, nach und nach eine skrupulöse Sprach- und Kulturpolitik durchgeführt, welche die Eigenheit der Ethnien respektierte, auch wenn sie das Prestige des Deutschen (und, nach dem Ausgleich von 1867, des Ungarischen) im täglichen Leben nicht aufwog. Wie *Reinhard Johler* nachweist, hat sich die Volkskunde im Habsburgerreich als durchaus multiethnisch verstanden (soweit die Treue zum Kaiserhaus nicht in Frage gestellt wurde), im Unterschied zum deutschen Kaiserreich, wo es in der Volkskunde um eine Vielfalt deutschsprachiger Regionen ging.

*Konrad Köstlin* (Tübingen, neuerdings Wien) beobachtet den Wandel der Ethnologie als Wissenschaft und ihre heutige Funktion. Folklore wird gern als spielerisches Gegenbild zum uniformen Alltag, als eine Art heimische Exotik verwendet. Während der Positivismus im 19. Jahrhundert eine vom Beobachter unabhängige Wirklichkeit postulierte, wird heute der Beobachter als Deuter und Konstrukteur von Wirklichkeit ernst genommen. Schon *Hans Moser* sprach vom *«Rücklauf der Volkskunde»*: Wir fragen heute ab, was unsere Grossväter propagiert haben. Was die Heimatmuseen füllt, ist nach *Gottfried Korff* (Tübingen) nicht gehobenes Volksgut, sondern gesunkenes Kulturgut: eine auf den Volkskundler zurückgehende Konstruktion von «Volk». Konrad Köstlin erinnert an *Georg Simmels* Wort *«Die Menschen schöpfen Kräfte aus Einrichtungen, die sie selbst mit Kraft begabt haben.»* Das Heimatbedürfnis kann gerade deshalb so stark werden, weil das Räumliche etwas Handgreifliches ist in der Flüchtigkeit des modernen Lebens. Die Ethnie wird zu einer Art Grossfamilie, in welcher die verunsichernde Mobilität des heutigen Lebens aufgehoben ist.

Die kritische, radikal von der «Volkstumspflege» sich abwendende Volkskunde hat vor allem von Tübingen ihren Ausgang genommen, wo *Hermann Bausinger* die entscheidenden Denkanstösse gab. Sie hat das Fach entschieden aus seiner Musealität und seiner auf die ländlichen Traditionen fixierten Betrachtungsweise herausgeführt und den Blick über die fachlichen, geographischen und sozialen Grenzen hinaus erweitert. Eine Zeitlang sah es aus, als wollte sie mit den übrigen Sozialwissenschaften im neomarxistischen Fahrwasser mitschwimmen. Bei *Wolfgang Kaschuba* (heute Humboldt-Universität Berlin) spürt man eine leichte Nostalgie nach den Zeiten, wo alles so schön durch ökonomische Faktoren, Chancenungleichheit, Macht und Herrschaft zu erklären war. Die heutige Tendenz, soziale Unterschiede kulturell statt ökonomisch-politisch zu begründen, verdächtigt er der Augenwischerei zu Lasten der Benachteiligten. Aber sicher war der Klassenkampf

nicht weniger ein intellektuelles Konstrukt zur Erklärung der Welt als Nation und Ethnie, und wohl auch kein heilvolleres für das Handeln der Menschen.

Ein Vorzug heutiger Volkskunde ist sicher ein geschärftes Augenmerk für ethnische Kontakte und ethnische Konflikte, nicht nur in Osteuropa, sondern auch im Westen, wo Migranten- und Asylantenströme die angesessene Bevölkerung verunsichern und trotz allem Exotismus in der Lebensweise (z. B. in Reisen, Kleidung, Küche) auf stereotype Abwehrreflexe stossen. Eine schweizerische Untersuchung handelt von einem solchen Konflikt: den Italienerkrawallen in Aussersihl vor hundert Jahren. Es waren nicht die als Messerstecher verschrieenen Italiener, die damals gewalttätig wurden, sondern die schweizerische Unterschicht am Ort. Hier eröffnet sich für die Volkskunde ein höchst aktuelles Forschungsfeld und Gelegenheit zu aufklärender Erziehung.

Es ist nicht anzunehmen, dass sich die Volkskundler wegen unliebsamer Gesellschaft auf der rechten Flanke oder wegen des verbreiteten Glaubens an den herkunftsbedingten Charakter von Nation und Ethnie von ihrem Fach verabschieden werden; dazu werden ihnen ihre sei es noch so bescheidenen Fleischtöpfchen an Museen und Universitäten zu teuer sein.

*Nicht nur jede Gemeinschaft, sondern auch jedes Individuum hat das Potential zu mehreren Identitäten.*

Sie sind vielmehr gefordert, in einer sich schnell verändernden Zeit sowohl die immer internationaler und beliebiger werdende Kulturszene als das Bedürfnis der Menschen nach Bindungen verstehend zu erfassen und das ihre zu tun, dass nicht Ein- und Ausgrenzungen zu neuen Mauern werden. Sie werden auch zu bedenken haben, dass nicht nur jede Gemeinschaft, sondern auch jedes Individuum das Potential zu mehreren Identitäten hat, so sehr das dem wissenschaftlichen Ordnungsprinzip zuwider sein mag. Welche Bindung, welche Loyalität, welcher Abwehrreflex gerade aktiviert wird, hängt von der jeweiligen Situation ab, und es wäre töricht, vom durchschnittlichen Mitmenschen die gleiche Rationalität zu erwarten, welche die Wissenschaft für sich beansprucht. Eines wird die Ethnographie sicher nie mehr tun: suggerieren, dass die Bindung an Stamm, Volk, Vaterland eine absolute sei und jeder andern voranzugehen habe. Die Wiederkehr des Nationalen, des Ethnischen und des Regionalen mag tatsächlich, wie Köstlin sagt, Indiz einer unbewältigten, angstvoll erlebten Modernität sein oder das Unbehagen an einem darwinistischen Modell, wie es die Lehre vom Klassenkampf implizierte. Es braucht deswegen noch nicht ein neuer Fundamentalismus daraus zu werden. ✦

## Mitteilung

Im Rahmen eines Projektes des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung ist 1991 eine

### Historisch-Kritische Gottfried-Keller-Ausgabe (HKKA)

in Angriff genommen worden. Zur Unterstützung dieses Projektes hat sich ein von Prof. Karl Pestalozzi (Basel) präsidierter Stiftungsrat gebildet, der sich aus Vertretern der Universitäten Basel und Zürich, der Eidgenössischen Technischen Hochschule, der Zentralbibliothek Zürich, des Kantons und der Stadt Zürich, der Gottfried-Keller-Gesellschaft sowie der Wirtschaft zusammensetzt. Dem Herausgeberteam gehören an: Walter Morgenthaler (Basel), Ursula Amrein (Zürich), Thomas Binder (Zürich) und Dominik Müller (Genf).

Die Edition umfasst alle veröffentlichten literarischen Werke Gottfried Kellers – inklusive dazugehöriger Skizzen, Entwürfe und Vorstufen –, die publizistischen Arbeiten sowie den literarischen Nachlass mit den unvollendeten Projekten, den Studien-, Schreib- und Notizbüchern. Besonderes Augenmerk gilt der Druckgeschichte der Werke zu Lebzeiten des Autors, die erstmals in einer übersichtlichen und umfassenden Präsentation der Textvarianten und Begleitdokumente (insbesondere der Verlegerkorrespondenz) dargestellt werden soll. Alle Daten werden computeriell erfasst und sollen in dieser Form parallel zur Buchedition auch den Benützern zugänglich gemacht werden.

Die Ausgabe wird im Herbst 1995 durch einen die Editionsprinzipien im Detail darstellenden Einführungsband (mit Diskette) der Öffentlichkeit und der Fachwelt vorgestellt werden.

Sämtliche Hinweise, die für die projektierte Arbeit nützlich sein können (namentlich auch Dokumente von Keller oder ihm nahestehenden Personen, von Autoren, Verlegern, Herausgebern), werden dankbar entgegengenommen.

Anschrift des Projektleiters: Dr. W. Morgenthaler, Sperrstrasse 40/7, CH-4057 Basel.

**Gert Hensel,**
*geboren 1937 in Ostpreussen, lebt seit 1985 in Erbach im Odenwald. Zentrales Thema der Berichterstattung für Hörfunk und Zeitschriften ist der Kampf um den Fortbestand indianischer Nationen und Völker in Nordamerika, u.a. im Rahmen der Uno in Genf.*

# Zum Schicksal der Minderheiten und Volksgruppen

## Statt verbriefter Rechte leere Worthülsen

*Die Garantie von Rechten für eingeborene autochthone Völker oder in Stämmen lebenden Volksgruppen gehört zu den anspruchsvollsten Aufgaben der praktischen Politik. Der Völkerbund ist an ihr gescheitert und auch die «neue Weltordnung» der Vereinten Nationen hat das Problem nicht gelöst.*

Wenn man sich seit 20 Jahren für eingeborene Völker und Stämme und für nationale Minderheiten einsetzt, fällt es schwer, nicht zu resignieren oder angesichts des anhaltenden schwelenden oder akuten Kriegszustandes nicht zynisch zu werden. Erwähnt seien nur die Schicksale der Albaner und Abchasen, der Kurden und Korsen, der Tschetschenen und Tibeter, der australischen Aborigines oder der Indianer in Nord-, Mittel- und Süd-Amerika, die als Opfer des antiquierten Denkens anzusehen sind, das die offiziellen Regierungen nach wie vor prägt.

Diese berufen sich auf die Unantastbarkeit der Souveränität «ihrer» Staaten (d. h. der von ihnen kontrollierten Gebiete) und im besonderen auf die territoriale Integrität. Die Regierungen handeln dabei in *«Achtung ihrer gegenseitigen souveränen Gleichheit und Individualität sowie aller ihrer Souveränität innewohnenden und sie einschliessenden Rechte»*, wie es das Budapester Dokument der KSZE (heute: OSZE aus dem Jahre 1994 erneut bekräftigt.

Die stets erneuerte politische Maxime vom Nationalstaat kennt nur eine Nation, genannt das «Volk» (im englischen «the people»), in dem lediglich den Individuen Menschenrechte und Grundfreiheiten garantiert werden. Dabei bleibt es, wie *Ludger Kühnhardt* feststellt, *«ausser jedem Zweifel, dass die Menschenrechte Einzelrechte sind, durch deren Verletzung Individuen, nicht aber Staaten, Völker oder Gruppen zu Opfern werden»*. Dieser liberalen Maxime von der «Freiheit» und «Gleichheit» jedes einzelnen im Nationalstaat stehen, so befürchten alle Regierungen, Autonomierechte als Ausfluss von Selbstbestimmung und Selbstregierung verschiedenster (Volks-)Gruppen als Kollektiv diametral entgegen, selbst wenn diese mit Autonomie nicht die Sezession vom real existierenden Staat verbinden.

Am KSZE-Expertentreffen über nationale Minderheiten im Juli 1991 in Genf erörterten die Vertreter der Teilnehmerstaaten *«eingehend die Frage nationaler Minderheiten und die Rechte von deren Angehörigen»*, wobei die Teilnehmerstaaten u. a. aufgerufen werden, *«in Erwägung»* zu ziehen, *«dass die Achtung der Menschenrechte und Grundfreiheiten in der gesamten Gesellschaft ohne jegliche Diskriminierung gewährt werden muss (...)* [und] *in Gebieten, in denen vorwiegend Angehörige einer nationalen Minderheit leben, (...) die Menschenrechte und Grundfreiheiten von Angehörigen dieser Minderheit ebenso wie die von Angehörigen der Mehrheitsbevölkerung des jeweiligen Staates und von Angehörigen anderer in diesen Gebieten lebenden nationalen Minderheiten gleichermassen geschützt»* werden.

Als Beispiel ist in diesem Zusammenhang der erneut entflammte politische Konflikt um Minderheitenrechte zwischen Ungarn, Rumänien und der Slowakei zu nennen. In einem Grundlagenvertrag, haben die Regierungschefs Ungarns und der Slowakei in Paris bestätigt, man habe *«die Übereinstimmung bei der Minderheitenfrage auf der Basis der europäischen Normen erreicht»* – wohingegen entsprechende Verhandlungen der Aussenminister Ungarns und Rumäniens *«ergebnislos unterbrochen»* werden mussten.

### Magerer Erfolg in Paris

Basis der europäischen Normen sei u. a. *«die Empfehlung Nr. 1201 des Europarates, die den Minderheiten eine Grundlage für*

*Formen der Selbstverwaltung sichert. Ungarns Einigung mit Rumänien war an dieser Formel gescheitert, und Budapest betrachtete es als einen Erfolg, dass im Vertrag mit der Slowakei der Begriff der Autonomie verankert werden konnte»* («NZZ» vom 21. März 1995).

Die zitierte Empfehlung Nr. 1201 des Europarates entpuppt sich bei näherem Hinschauen als ein untaugliches Instrument für die verbindliche politische Festschreibung von Rechten für Minderheiten. Es geht lediglich um einen Entwurf für ein zusätzliches Abkommen zur (europäischen) «Konvention für die Bewahrung der Menschenrechte und Grundfreiheiten» mit dem Bezug zu Personen, die einer nationalen Minderheit angehören, und es handelt sich um blosses Papier, nachdem auf höchster politischer Ebene – ohne Konsultation des Europa-Parlaments – ein «Rahmenabkommen zum Schutz nationaler Minderheiten» verabschiedet worden ist. Seit Anfang Januar 1995 liegt dieses Dokument zur Ratifizierung vor und wird in Kraft treten, wenn 12 Mitgliedstaaten es ratifiziert haben. Das Beispiel einer seit Anfang November 1992 zur Ratifizierung aufliegenden «europäischen Charta für Regional- und Minderheitensprachen», für deren Inkrafttreten fünf Signaturen notwendig sind, von denen bisher lediglich zwei vorliegen, zeigt mit allem Nachdruck, dass es um den politischen Willen zur Lösung dieser Probleme schlecht bestellt ist.

Tatsächlich hatte die Empfehlung Nr. 1201 allerdings noch im Paragraphen 11 die Forderung enthalten, dass in Regionen, wo die Mitglieder der Minderheit in der Mehrheit sind, diesen Personen das Recht zugestanden werden müsse, *«angemessene lokale oder autonome Autorität zu besitzen oder einen besonderen Status, der die spezifische historische und territoriale Situation berücksichtigt, in Übereinstimmung mit der internen Gesetzgebung des Staates»*. Wie nicht anders zu erwarten, kennt das im November 1994 beschlossene «Rahmenabkommen» keinerlei kollektive Rechte und ebensowenig Rechte autonomer Verwaltung oder eigenverantwortlicher Regierung. In seinem Report an das Europaparlament hat der deutsche Abgeordnete *Bindig* deutlich gerügt, dass das «Rahmenabkommen» in seinen Formulierungen vage und schwach sei und lediglich einige wenig präzise formulierte Prinzipien aufzähle, deren Einhaltung dem betroffenen Staat selbst obliege, ohne dass das Mitglied der Minderheit ein entsprechendes Recht vor Gericht durchsetzen könne.

*Das «Rahmenabkommen» ist vage und schwach und zählt lediglich einige wenig präzise formulierte Prinzipien auf.*

Diese Kritik gilt analog auch für jene «Deklaration über die Rechte von Personen, die nationalen oder ethnischen, religiösen und sprachlichen Minderheiten angehören», welche von der Uno-Generalversammlung ohne förmliche Abstimmung am 20. Dezember 1993 angenommen worden ist. Wieder einmal werden die Staaten – wo sie doch zumeist die Verfolger und Verursacher der Unterdrückung sind – aufgefordert, *«die Existenz und die nationale oder ethnische, kulturelle, religiöse und sprachliche Identität der Minderheit in ihrem Hoheitsgebiet»* zu schützen sowie *«die Schaffung von Bedingungen für die Förderung dieser Identität»* zu begünstigen. Eine klare Definition des Begriffs «Minderheit» aber fehlt, kollektive Rechte sucht man vergebens; wie beim europäischen «Rahmenabkommen» hat selbst das einzelne Mitglied der Minderheit keinen Anspruch, seine besonderen Identitätsrechte vor Gericht durchzusetzten – und eine Deklaration ist als reine politische Absichtserklärung ohne jede Verbindlichkeit für Staaten und Regierungen.

### Verzögerung und Verwässerung

Auf dem Hintergrund solcher Fakten nützen den Ungarn bei ihren Verhandlungen mit den Nachbarstaaten alle guten Vorsätze wenig. Die Republik Ungarn hat als einziger Staat ein kodifiziertes *«Recht auf das Anderssein»*, ein gesetzlich garantiertes *«unveräusserliches Gemeinschaftsrecht der Minderheiten»* sowie *«das verfassungsmässige Recht (...) Selbstverwaltungen auf örtlicher und Landesebene zu errichten»*, um *«als staatsbildende Faktoren»* ihre Interessen zu schützen und zu vertreten. Das im Juli 1993 vom Parlament mit entscheidender Mehrheit angenommene «Gesetz Nr. LXXVII über die Rechte der nationalen und ethnischen Minderheiten» postuliert dabei nicht nur *«das Recht auf die nationale und ethnische Identität als Teil der universellen Menschenrechte»*, sondern anerkennt u. a. *«die spezifischen individuellen und gemeinschaftlichen Rechte der*

*nationalen und ethnischen Minderheiten als grundlegende Freiheitsrechte»* sowie als *«politische Rechte», «mit deren Hilfe die Wahrung ihrer nationalen oder ethnischen Identität gefördert werden kann».*

Was in diesem Gesetz formuliert ist, geht weit über das hinaus, was z. B. die «Föderalistische Union Europäischer Volksgruppen» (FUEV) als engagierte Interessenvertreterin in ihren Grundsätzen für ein europäisches Volksgruppenrecht u. a. dem Europaparlament unterbreitet hat – ohne bisher einen Erfolg verbuchen zu können. Abschliessend sei noch auf einen ähnlich «revolutionären» Vorstoss im internationalen Recht verwiesen, der bei der Uno in Genf zur Diskussion steht und mit den eingangs erwähnten Rechten der eingeborenen Völker dieser Erde zu tun hat. Auch hier sind die Chancen einer Realisierung minim.

Das in den «Schweizer Monatsheften» im Oktober 1993 von mir vorgestellte und gelobte Uno-Dokument «Draft Declaration on the Rights of Indigenous Peoples» ist über einen vielversprechenden Ansatz nicht hinausgekommen[1]. *«Eingeborene Völker haben das kollektive Recht, in Frieden und Sicherheit zu existieren, sowie gegen jede Form von Genozid geschützt zu werden.»* Die betreffenden Völker haben ausserdem – so sagt der Entwurf – das Recht auf Selbstbestimmung in Übereinstimmung mit dem international kodifizierten Recht, wobei sie, wie andere Völker auch, den gleichen Kriterien und Begrenzungen im Rahmen der Charta der Vereinten Nationen unterworfen und verpflichtet sind. Integraler Bestandteil dabei sind das Recht auf Autonomie und Selbstregierung als *«distinct societies»* bei allen *«internen und lokalen Angelegenheiten»* verbunden mit der *«Steuer-Erhebung zur Finanzierung dieser autonomen Aufgaben».*

Von besonderer Wichtigkeit in diesem Kontext ist u. a. das Recht, *«die Struktur sowie die Mitgliedschaft ihrer autonomen und selbst-regierungsfähigen Institutionen in Übereinstimmung mit ihren eigenen Verfahren zu bestimmen».* Mit einer solchen Formel sind traditionelle Formen von Regierung sanktioniert, wie sie z. B. einige indianische Stämme und Völker auf dem amerikanischen Kontinent in ungebrochener Tradition praktizieren. Dazu gehört, so sagt der Entwurf auch, das Recht, die traditionelle Verwaltung und Bewirtschaftung ihrer Länder und Territorien *«kollektiv und individuell»* vorzunehmen; es sei ausserdem *«im besten Sinne der Eingeborenenkinder»,* dass deren Familien und Gemeinschaften *(«communities»)* eine gemeinsame Verantwortung für das Heranwachsen, die Erziehung und Ausbildung behalten; und es sei das Recht der eingeborenen Völker, *«die Verantwortung und Pflichten des Individuums gegenüber der Gemeinschaft zu bestimmen, in einer Art und Weise, die mit den universell kodifizierten Menschenrechten und Grundfreiheiten übereinstimmen».*

*Die Bezeichnung «Minderheit» meint in sehr vielen Fällen tatsächlich autochthone Völker oder Volksgruppen.*

Das klingt nicht nur gut, sondern erfüllt im wesentlichen auch die Vorstellungen der bei der Erarbeitung beteiligten Vertreter eingeborener Völker. Die Annahme einer solchen Deklaration wäre, bei aller rechtlicher Limitierung, für alle Betroffenen zum einen ein wichtiger Schritt in eine politische Zukunft mit weniger Konfliktpotential, und zum anderen ein deutliches Signal mit Auswirkungen für die Rechte von Minderheiten – seien sie nun nationaler oder ethnischer, kultureller, religiöser oder sprachlicher Provenienz. Weil sich dabei aber wohl herausstellen könnte, dass die Bezeichnung *«Minderheit»* in sehr vielen Fällen tatsächlich autochthone Völker oder Volksgruppen meint, die trotz allem wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Fortschritt in Stämmen leben und leben wollen, doch von Kolonialmächten daran mit Zwang gehindert werden, schrecken alle Regierungen gerade vor diesem Text zurück.

## Mangel an Mut

Bei den Vereinten Nationen in Genf haben die Regierungsvertreter in den speziellen Arbeitsgruppen ebenso wie in der Unterkommission für die Verhinderung von Diskriminierung und den Schutz von Minderheiten, in der unabhängige Experten ihre Arbeit verrichten, lediglich Beobachterstatus. In der Kommission für die Menschenrechte allerdings und dem übergeordneten ECOSOC – dem Wirtschafts- und Sozialrat – haben die Vertreter der Regierungen wieder die Entscheidungsmacht. Bei der oben genannten Deklaration haben sie bei ihrer diesjährigen Sitzung die Notbremse gezogen. Eine

**1** *Gert Hensel: «Von Minderheiten und Menschen. Der schwere Weg der Uno in eine neue Ära», in: «Schweizer Monatshefte», Oktober 1993, Seite 784.*

spezielle Redaktionsgruppe soll die Deklaration überarbeiten und in zahlreichen Streitpunkten «entschärfen».

Dabei ist zu befürchten, dass alle kollektiven Rechtsansprüche verschwinden, aus eingeborenen Völkern lediglich Personen werden, die eingeborenen Völkern angehören, und leere Worthülsen übrigbleiben. Damit bliebe den betroffenen Völkern – die zum Teil zu den letzten verbliebenen Naturvölkern dieser Erde gehören – nichts Konkretes zu ihrem so dringenden Schutz. Die Uno hat den Zeitraum zwischen 1994 und 2005 mit Pomp als «Internationale Dekade für die eingeborenen Menschen» bezeichnet, und es ist zu befürchten, dass die wenig konkreten und kaum durchsetzbaren Deklarationen propagandistisch verbrämt als Erfolg gefeiert werden, während gleichzeitig ethnische Säuberungen, Vertreibungen und Ausrottungen höchstens verbale Proteste auslösen.

Der ungarische Schriftsteller *Peter Nádar* hat in seiner Rede an der Leipziger Buchmesse aus Anlass der Entgegennahme des «Buchpreises zur Europäischen Verständigung» seiner Enttäuschung über die gegenwärtige Lage der Nationen – in Europa – u. a. wie folgt Ausdruck gegeben:

*«Die in Demokratie bewanderten europäischen Völker und frei gewählten Regierungen bemühen sich nicht darum, demokratische Traditionen zu stärken, Fehler in den demokratischen Systemen zu korrigieren, Funktionsstörungen zu beheben. Es geht ihnen vielmehr darum, die hierarchische Ordnung neu festzulegen. Einen Dialog gibt es nicht, er ist unerwünscht. Sich selbst verordnen sie lieber überwachte Separation, und statt einer natürlichen europäischen Integration bieten sie den neuen Demokratien kontrollierte Isolation. Sie lassen keinen Zweifel daran, wer bestimmt, wer bewacht, wer in den Gang der Dinge hineinreden darf, wo die Grenzen der gebotenen Höflichkeit enden. Nach einer nicht langen Pause ist der Geist des Wiener Kongresses und des Kreml wieder in die barocken Spiegelsäle eingezogen.»*

*Es ist zu befürchten, dass die wenig konkreten und kaum durchsetzbaren Deklarationen propagandistisch verbrämt als Erfolg gefeiert werden.*

Mit dem Hinweis auf die Gewährleistung von immer spezielleren (im konkreten Fall aber international faktisch auch nicht durchsetzbaren) Individualrechten, ist das Problem nicht zu lösen. Eingeborene Völker, in Stämmen lebende Volksgruppen und nationale Minderheiten sind nur wirksam zu schützen, wenn eine neue Rechtsnorm für eben diese «Gruppen» gefunden wird. Für solche institutionelle Regelungen braucht es allerdings einen radikalen Wandel der Gesinnung und den Mut, über lange (historische) Schatten zu springen. ✦

## SPLITTER

*The history of most countries has been that of majorities – mounted majorities, clad in iron, armed with death, treading down the tenfold more numerous minorities.*

*O. W. Holmes: Address to the Massachusetts Medical Society, Boston, May 30, 1860*

*Regierungen sind dazu da, die Rechte der Minderheiten zu schützen. Die Beliebten und die Reichen brauchen keinen Schutz – sie haben viele Freunde und wenig Feinde.*

*Wendell Phillips: Rede in Boston, 21. Dezember 1860*

**Anton Krättli**

# Aus dem Alltag eines Dissidenten in der DDR

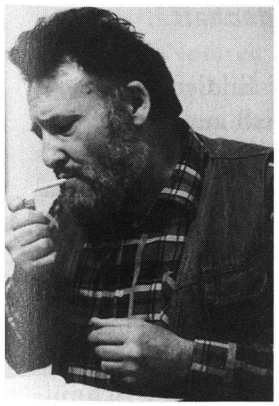
## *Adolf Endlers Sudelblätter «Tarzan am Prenzlauer Berg»*

*Endlers 1994 in Leipzig erschienenen Aufzeichnungen wünscht man weiteste Verbreitung, weil sie als Milieuschilderung aus dem Innern Ostberlins ein knappes Jahrzehnt vor dem Ende der DDR einzigartig sind und Einblick geben in die Lage derer, die zwar den Sozialismus ehrlich wollten, aber die Realität in der DDR durchschauten und sich nicht vereinnahmen liessen.*

*Adolf Endlers* «Sudelblätter 1981–1983» schildern in scharfen Momentaufnahmen, knappen Kommentaren und wohlgezielten Ausfällen das Leben in der Künstlerszene am Prenzlauer Berg und geben gleichzeitig einen Begriff davon, was es heisst, in einem abgewirtschafteten Staat, der mit Hilfe totaler Überwachung seiner Bürger die eigene Agonie verlängert, ein mögliches Dasein zu fristen[1]. Endler gehört zu den Autoren, die 1979 aus dem Schriftstellerverband der DDR ausgeschlossen wurden. Dabei war er einst ein freiwilliger Zuzüger. Er ist 1930 in Düsseldorf geboren und siedelte 1955 in die DDR über, weil er sich – beeinflusst von zurückgekehrten Emigranten – politisch für den Sozialismus engagierte. In seiner Wahlheimat trat er zuerst als radikaler und linientreuer Politdichter auf, als *«Radikalinski»*, wie er selbstkritisch in einem Gespräch mit *Peter Walther* in der «Tageszeitung» sagt. Seine Desillusionierung vollzog sich nach dem Mauerbau, den er – zusammen mit *Rainer Kirsch, Wolf Biermann, Heinz Czechowski* und *Karl Mickel* – noch begrüsst hatte. Allmählich bildete sich die Künstlerkolonie des Prenzlauer Bergs heraus, Lyriker zumeist, die mit dem Surrealismus, dem Dadaismus und anderen Richtungen experimentierten und sich als Aussenseiter alsbald der Stasi verdächtig machten. Je mehr sich die Kulturpolitik der DDR verhärtete, je mehr die Partei versuchte, auf die Intellektuellen und Künstler Druck auszuüben, desto widerborstiger verhielten sich die Leute vom Prenzlauer Berg. Es gab eine Art Untergrundliteratur, eine Szene, die sich in Privatwohnungen durch Konzerte und Lesungen manifestierte, wozu vervielfältigte maschinengeschriebene Blätter einluden. Mittlerweile weiss man, dass auch in der Prenzlauer Szene Zuträger des Machtapparats sassen und dass man nicht jedem vertrauen konnte, nur weil er vielleicht noch etwas frecher wider die Stasi auftrat als man selbst.

**1** *Adolf Endler: «Tarzan am Prenzlauer Berg». Reclam Verlag, Leipzig 1994.*

*Adolf Endler, geb. 1930*
*Photo: Matthias Creutzinger, Dresden*



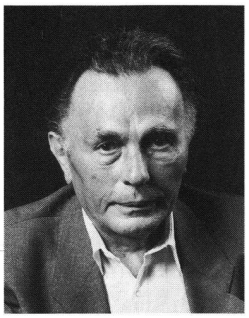
### Erich Arendt – das Vorbild

Adolf Endlers Aufzeichnungen sind jedoch nicht in erster Linie «Abrechnungen» mit Verrat und Falschheit. Er hat auf das von einigen Kollegen empfohlene Personenverzeichnis verzichtet und meint, es wäre vielleicht für manches Schnüffler-Gemüt etwas enttäuschend ausgefallen: Unter «A» stünde da nur ein einziges Mal der Name *«Anderson, Sascha»*, dagegen mehr als dreissigmal der Name des Lyrikers *Erich Arendt*, der am Prenzlauer Berg wohnte und selbst als vor sich hindämmernder Greis noch für die jüngeren Kollegen Vorbild und Halt war. Endler kommt immer wieder auf Arendt zurück, zum Beispiel schon darum, weil er in Persönlichkeiten wie dieser ein Motiv für seinen frühen Übertritt aus der Bundesrepublik in die DDR sieht. Im Januar 1983 wird er durch ein zufällig in Arendts Müll gefundenes Blatt daran erinnert, wie der verehrte Mann – nach dem *Slansky*-Prozess und auch nach dem 17. Juni 1953 – in einem manifestartigen Text erklärt hatte, Freiheit und Menschenwürde seien das hohe Ziel sozialistischer Politik. Dass für den Deutschen erstmals das Nationale gleichzusetzen sei mit der Menschlichkeit, sei das vornehmste Bemühen und die

Grösse *«der von unseren Bürgern an die Spitze des Staates berufenen Männer»*. Dazu schreibt Endler nun: *«Schaudernd erkennt man sich selber wieder und die eigene Verblendung; und man rätselt und rätselt, wie man dazu fähig sein konnte, sich solchen Kokolores in die Tasche zu lügen. Erich Arendt, als Nachdichter vor allem auch damals schon von unsereinem verehrt – und diese Verehrung braucht man nicht zu bedauern – ist damals fünfzig Jahre alt gewesen, als er der ‹Grösse› Piecks und Ulbrichts auf diese Weise Tribut gezollt; vier Jahre später bereits hätte er's nicht mehr getan.»* Endler hat den Text von Arendt in dessen Abfallkiste gefunden (auch *Arnold Zweig* ist darauf verewigt); das Zitat daraus und die Nachbemerkungen dazu genügen, das Dilemma greifbar zu machen, in welchem sich derjenige befindet, der sich mit Feuer und Flamme, mit seiner Person und Existenz für eine Sache eingesetzt hat und dann erkennen muss, dass er sich Illusionen gemacht hat, dass es «Kokolores» ist, was darüber in feierlichen, pathetischen Phrasen verkündet wurde. Um bei Erich Arendt zu bleiben, der in Endlers Aufzeichnungen immer wieder vorkommt: Als *«die Staatsmacht»* dem bedeutenden Lyriker und Übersetzer der Werke von *Pablo Neruda* zu seinem siebzigsten Geburtstag gratulierte, teilte sie ihm huldvoll mit, er könne jeden Wunsch äussern; wenn es irgend zu machen sei, werde er ihm erfüllt. Arendt wünschte sich prompt Abonnemente der «Neuen Rundschau», des «Merkur» und der «Zeit» und war in der Folge tatsächlich glücklicher Leser dieser West-Periodika. Was allerdings die «Zeit» betraf, musste er ein Papier unterschreiben, wonach er *«dieses dubiose Organ»* (wie Endler schreibt) nach Kenntnisnahme zu vernichten habe. Endler bot sich Arendt an, die Zeitungen zu entsorgen, nicht ohne sie vorher ebenso zu lesen wie seine Freundinnen und Freunde.

### Skrupellose Ulbricht-Justiz – kein Thema

In den fünfziger Jahren, in denen Endlers Übertritt in die DDR erfolgte, ist der Ost-Berliner Aufbau-Verlag unter der Leitung von *Walter Janka* ein geistiges Zentrum, ein Ort kritischen Denkens gewesen. Schriftsteller diskutierten Reformen, studierten die Hintergründe stalinistischer Schauprozesse und wehrten sich gegen die Verleumdung von Leuten wie *Georg Lukàcs* und *Ernst Bloch*. Die Skrupellosigkeit, mit der Ulbricht seine Justiz zurückschlagen liess, konnte unter Schriftstellern und Intellektuellen nicht unbemerkt bleiben. Der offiziellen Darstellung im «Neuen Deutschland» mussten sie ja nicht glauben. Aber es verwundert eigentlich, dass das Thema in Adolf Endlers Notizen keinen Niederschlag gefunden hat. Die Verurteilung Walter Jankas in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre, die Abwürgung konstruktiver Reformversuche, die in die allererste Zeit nach seiner Übersiedlung fallen, scheinen wie verdrängt. Gewiss, Jankas Zuchthaushaft, *Wolfgang Harichs* Selbstkritik, die mit allen Merkmalen totalitärer Gerichtspraxis ausgestattete Prozessfarce waren wie viele andere Beispiele dieser Art bereits Vergangenheit, als Adolf Endler seine Sudelblätter schrieb; aber sie waren auch der Hintergrund, die entlarvende Realität eines Staates, in welchem es offenbar ein grösseres Verbrechen war, sich der *«Rechtsabweichung»* schuldig zu machen (was erst noch ein vom Staatsanwalt jederzeit im Sinne der Machthaber zu definierender Begriff war), als Menschenrechtsverletzungen zur Stützung eines bankrotten Systems zu begehen. Davon, wie gesagt, liest man bei Endler nichts. Der Fall Janka ist neuerdings – unter dem Titel «Die Unterwerfung. Eine Kriminalgeschichte aus der Nachkriegszeit» – gründlich dokumentiert und dargestellt in einem Buch, zu dem *Günter Kunert* das Vorwort geschrieben und *Günter Netzeband* als Herausgeber auch Spitzel-Berichte im Wortlaut und die perfide Anklagerede des Generalstaatsanwalts *Dr. Melsheimer* herangezogen hat[2].



*Walter Janka, 1914–1994*
*Photo: Thomas Räse, Berlin*

**2** *Walter Janka: «Die Unterwerfung. Eine Kriminalgeschichte aus der Nachkriegszeit». Mit einem Vorwort von Günter Kunert, herausgegeben von Günter Netzeband. Carl Hanser Verlag, München/Wien 1994.*

### Dubiose PEN-Mitgliedschaft

Aber zurück zu Adolf Endlers Aufzeichnungen. Sie zeichnen sich aus durch Witz, Galgenhumor gewissermassen, Skepsis und kritische Wachsamkeit, sind Montagen aus Zeitungsartikeln, Briefen, Selbstzitaten, fiktiven Zitaten, und sie haben den Ernst individueller Selbstbehauptung. Es geht um die Würde des Menschen, die auf mancherlei Weise angegriffen wird: durch die Wohnverhältnisse, die Schnüf-

felei, den Ausschluss aus dem literarischen Leben des Landes, der den Schriftsteller in den Untergrund zwingt. Es ist der ungebrochene Stolz des kreativen Individuums, der Endler veranlasst, an seine Wohnungstür ein Pappschild zu heften, auf dem er sich als Mitglied des internationalen PEN zu erkennen gibt. Per Zufall übrigens findet er in einem westdeutschen Literaturkalender die PEN-Charta, die den Mitgliedern des PEN in der DDR von Sekretariat und Präsidium geflissentlich vorenthalten wurden. Dabei gilt als Bedingung der Mitgliedschaft, dass man sich zu dieser Charta bekennt und sie unterschreibt. Endler vergleicht das Dokument mit dem *«immer noch stalinistischen Statut des literarischen* UNTERHAUSES *des Schriftstellerverbands der DDR! Genau betrachtet, schliessen die beiden mehrteiligen Schwüre sich gegenseitig aus – wer im* UNTERHAUS *sitzt, dürfte nicht ausserdem noch im* OBERHAUS, *im PEN-Club Mitglied sein; und doch ist diese dubiose Mitgliedschaft die Regel. Man stelle sich etwa den 4. Punkt der PEN-Charta als Teil des Verbandsstatutes vor, ohne der Verführung zu erliegen, lauthals loszuwiehern: ‹Der PEN steht zu dem Grundsatz des ungehinderten Gedankenaustauschs innerhalb einer jeden Nation und zwischen allen Nationen, und seine Mitglieder verpflichten sich, jeder Art der Unterdrückung der Äusserungsfreiheit in ihrem Land oder in ihrer Gemeinschaft, in der der sie leben, entgegenzutreten. Der PEN erklärt sich für die Freiheit der Presse und verwirft die Zensurwillkür überhaupt und erst recht in Friedenszeiten. Er ist des Glaubens, dass der notwendige Fortschritt zu einer höher organisierten politischen und wirtschaftlichen Ordnung eine freie Kritik gegenüber den Regierungen, Verwaltungen und Einrichtungen gebieterisch verlangt›.»*

Nach der Lektüre dieser Collage aus Einfällen, Notaten und Dokumentationen eines Schriftstellers, der nach seinem Ausschluss aus dem Berufsverband kaum noch Publikationsmöglichkeiten hatte und sein Leben in der Hinterhoflandschaft des Prenzlauer Bergs fristete, wird einem vor allem bewusst, dass es nicht nur die brutal zuschlagende Parteijustiz war, die den «Dissidenten» immer drohte. Es gab subtilere Mittel der Einschüchterung. Endler berichtet davon, wie einer, der den Ausreiseantrag gestellt hatte, auf dem Weg zu seiner Arbeitsstelle von «Ledermantel-Herren» abgefangen, im Auto auf den Friedhof gefahren und in die Leichenhalle gezerrt wird. Er solle sich gut anschauen, was er da sehe. So würden hierzulande die Leichen aufgebahrt. Der Mann wird freigelassen und fährt wie betäubt nach Hause. Es sind Momentaufnahmen dieser Art aus dem «sozialistischen Alltag», mit denen Endler auf die «überwältigende Zustimmung» von «Kulturschaffenden» zur Politik von Partei und Regierung antwortet. Oder es genügt ihm, den Aufmacher vom Tage im «Neuen Deutschland» zu erwähnen: *«Erich Honecker beglückwünscht das Volk von Guinea zum 6. Jahrestag des Sieges über die imperialistische Aggression.» «Kein Scherz»,* fügt er mit Ausrufszeichen hinzu.

Mittlerweile weiss man, dass auch in der Prenzlauer Szene Zuträger des Machtapparats sassen.

In der Gesellschaft der DDR, das heisst in der Gesellschaft der Mächtigen und der Angepassten, traf Einzelgänger wie Adolf Endler das Los des Ausgegrenzten. Sie mochten sich gegenseitig Mut machen, sie mochten über die «sonntäglichen Blockflötenkonzerte» der «Freunde des Hauses» ihren Hohn ausgiessen, bewirken konnten sie damit nichts. Ihr Spielraum war eingegrenzt, ihre Bewegungsfreiheit gering. Aber es gab unter ihnen einige, die sich nicht unterkriegen liessen, und einer von ihnen ist Adolf Endler. Der «Tarzan vom Prenzlauer Berg» schrieb sich seinen Frust, seine Wut, seine immer aufs neue haargenau treffende Kritik vom Leibe. Seine Tagebuchaufzeichnungen, sagt er im Vorwort, erstreckten sich auf die Zeit von 78 bis 86, und immer schon hatte er im Sinn, daraus einmal ein Buch zu machen. Aus dem Material, das ins Rheinland geschmuggelt und dort bei Endlers Mutter «ausgelagert» wurde, hat er nach der Wende die Zeitspanne von Oktober 81 bis Mai 83 zur Veröffentlichung zusammengefasst. In den alten wie besonders auch in den neuen Bundesländern wünsche ich dem Tagebuch dieses tapferen Aussenseiters aufmerksame Leser, nicht allein, weil es von grosser sprachlicher Kraft und hellwacher Beobachtung zeugt, ein Lesevergnügen erster Güte. Eigentlich müsste es auch gegen die salbungsvolle Eloquenz eines *Gregor Gysi* immun machen. ✦

**Thomas Ehrsam,** geboren 1954 in Bern, Studium der Germanistik, Literaturkritik und Philosophie in Zürich und Hamburg. Promotion. Assistent am Deutschen Seminar der Universität Freiburg i. Br., seit 1987 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich und freier Germanist. Verantwortlich für den Bereich Sachwörter der Literatur beim Schweizer Lexikon 91. Seit 1994 Mitherausgeber der geplanten Edition der Tagebücher Thea Sternheims. Veröffentlichungen zu Benn, Max Beckmann, Stephan Lackner, Carl und Thea Sternheim, J. M. R. Lenz, Wolfgang Hildesheimer u. a.

# «Unverschämte Sachen»

## Eine Entdeckung: Jakob Michael Reinhold Lenz' «Philosophische Vorlesungen»

*Zweihundert Jahre lang waren sie nur ein Gerücht: die 1780 anonym erschienenen «Philosophischen Vorlesungen für empfindsame Seelen» von Jakob Michael Reinhold Lenz. Nun hat Christoph Weiss nach intensiver Suche ein Exemplar des Büchleins – kein Rarum, ein Rarissimum – in der British Library in London aufgetrieben und im Faksimiledruck veröffentlicht.*

Im informativen Nachwort, das Christoph Weiss der Edition beigegeben hat, legt er dar, dass die Ortsangabe «Frankfurt und Leipzig», wie damals nicht selten, fingiert ist. Die Vorlesungen sind mit grosser Wahrscheinlichkeit im kleinen Basler Verlag Serini erschienen und von *Johann Georg Schlosser,* dem Schwager *Goethes*, herausgegeben worden – ohne Wissen des Autors, der sich 1780 schon in Russland befand, nachdem alle seine Pläne, in Weimar neben seinem Jugendfreund Goethe eine Stelle zu finden, gescheitert waren und er – auf dessen Veranlassung! – wegen einer «Eseley» des Landes verwiesen worden war. Sein Zusammenbruch, der Ausbruch seiner Krankheit zwang ihn, als Gescheiterter dorthin zu gehen, wo er herkam und wo er nie wieder hingehen wollte: zu seinem Vater nach Livland. Der, Superintendent und damit höchster Pfarrer Livlands, Inbegriff dogmatischer «Rechtschaffenheit» und Hartherzigkeit, verweigerte ihm jede Hilfe. Lenz ging nach St. Petersburg, später nach Moskau und fristete mit Stundengeben ein ganz und gar kümmerliches Leben.

Die Vorlesungen sind in Lenz' glücklichster Zeit, seiner einzig glücklichen überhaupt, entstanden: in den frühen siebziger Jahren in Strassburg, wo er sie offenbar in der «Société de Philosophie et de belles Lettres», einer um den «Aktuarius» *Johann Daniel Salzmann* gescharten «Gesellschaft der schönen Wissenschaften», vorgetragen hat. 1780 also, hat sie Schlosser, der Lenz in der Zeit seiner grössten Not aufgenommen hatte, veröffentlicht – vielleicht als Andenken an den Freund, aber anonym und ohne Angabe seiner Herausgeberschaft – wegen der Anstössigkeit ihres Inhalts? Wir wissen es nicht.

Nun kann man also einen kompletten Text des neben Goethe bedeutendsten Sturm-und-Drang-Autors seit seinem damaligen, kaum wahrgenommenen Erscheinen zum erstenmal, und das heisst: ungefiltert durch eine Wirkungsgeschichte wieder lesen: Das allein müsste Sensation genug sein in einem Bereich, in dem echte Entdeckungen rar geworden sind wie das endlich gefundene Buch. Und der Text selbst? Ist er des Aufhebens wert? Auf den ersten Blick wird man vorsichtig sein: Er gehört zu den moraltheologischen Schriften Lenz', von denen man nicht sagen kann, dass sie im Brennpunkt des Interesses an diesem Autor stehen. Beim zweiten Hinsehen stellt sich die Sache allerdings anders dar – nicht nur, weil es in diesen Vorlesungen wesentlich um die Konkupiszenz geht, um den *«Geschlechtertrieb, oder um das Kind beim Namen zu nennen, den Trieb sich zu gatten»,* sondern weil sie, folgt man ihren zunächst fremd und spröd anmutenden Gedankengängen, ins Zentrum von Lenz' geistiger Existenz führen.

Der schmale Band vereinigt sechs Vorlesungen, von denen die ersten vier zusammengehören: Die Texte zwei bis vier sind Supplemente zum ersten, die beiden letzten bilden den Anhang: «Einige Zweifel über die Erbsünde» und «Unverschämte Sachen», die vorher schon angedeutete Überlegungen ausführen und ergänzen.

### Konkupiszenz ist eine Gabe Gottes

Der erste Text mit dem Titel «Baum des Erkenntnisses Gutes und Bösen» gibt das

*Jakob Michael Reinhold Lenz: «Philosophische Vorlesungen für empfindsame Seelen». Faksimiledruck der Ausgabe Frankfurt und Leipzig 1780. Mit einem Nachwort herausgegeben von Christoph Weiss. Röhrig, St. Ingbert 1994.*

Gerüst zum Verständnis des Ganzen. Ausgangspunkt ist die Unterscheidung der Schönheit, die ohne weitere Erklärung als Übereinstimmung definiert wird, in homogene und ideale Schönheit. Die homogene oder subjektive Schönheit ist die Übereinstimmung der Teile (des Objekts) zum Ganzen des erkennenden Subjekts, die ideale oder objektive die Übereinstimmung der Teile zu ihrem eigenen Ganzen. Durch Angleichung des eigenen Ganzen an das schöne Ganze ausser uns kann sich das Ich vom Genuss der homogenen zu dem der idealen Schönheit (in der die homogene enthalten ist) erheben. Alles Gewicht liegt auf den Konsequenzen dieser Konzeption. Anders als *Kant* knappe zwanzig Jahre später definiert Lenz das Schöne gerade nicht als das, was *«interesseloses Wohlgefallen»* erregt. Vielmehr geht das Wohlgefallen nach ihm in *«Neigung und Bestreben»* über – und damit ist er bei seinem Thema, dem Begehren und dessen Rechtfertigung. Die Konkupiszenz *«ist Gottes Gabe und nöthig zu unserer Glückseeligkeit, denn wie können wir glücklich sein, ohne zu geniessen und wie können wir geniessen ohne begehrt zu haben»*. Lenz' Gedankengang kann etwa so zusammengefasst werden: Die Konkupiszenz ermöglicht den Genuss der homogenen Schönheit, dessen Erfüllung die Liebe von Mann und Frau ist als der höchsten homogenen Schönheit (höchste Übereinstimmung von Subjekt und Objekt), institutionalisiert in der Ehe. Damit darf es der Mensch aber nicht genug sein lassen, er darf sich nicht zufrieden zurücklehnen und seine Konkupiszenz still befriedigen, denn sein eigentliches Ziel muss der Genuss der idealen Schönheit, der vollkommenen Harmonie der Welt aus der Perspektive Gottes sein. Um dies zu erreichen, muss er die Konkupiszenz vielmehr *«höher spannen»*, er muss das Ganze ausser uns in Übereinstimmung mit dem eigenen Ganzen bringen, das aber heisst: Er muss es nachahmen. Hat er diese Leiter der individuellen Entwicklung endlich bis zur letzten Sprosse erklommen, kann er wie Gott am siebten Tag *«rückwärts hinab schauen und mit Tränen der Entzückung ihm nachflüstern: es ist gut! es ist gut – »*.

Die ständig lauernde Gefahr vorzeitiger Befriedigung der Konkupiszenz und der satten Genügsamkeit mit dem Erreichten malt Lenz breit aus: Sexualität vor der Ehe hindert den Menschen, den für ihn bestimmten Partner zu suchen und bringt ihn damit um den höchsten irdischen Genuss in der Ehe, der durchaus genossen werden soll: *«Mögen die Geschlechter also zu einander streben, sich vereinigen, eins sein, es ist ihre Bestimmung – aber nicht beieinander beruhen.»* Denn die wunschlose Zufriedenheit in der Ehe bedeutet den Verlust der idealen Schönheit. Mit immer neuen Worten beschwört Lenz seine Zuhörer, *«Jünglinge»* wie er selbst, die Konkupiszenz *«gespannt»* zu halten, damit ihr Pfeil nicht vor dem Ziel niederfalle. Das Mittel, diese Spannung zu halten, ist – *«der eiserne Arm der Vernunft»!*

Die ständig lauernde Gefahr vorzeitiger Befriedigung der Konkupiszenz und der satten Genügsamkeit mit dem Erreichten malt Lenz breit aus.

### Wider das Dogma der Erbsünde

Im Fortgang der Vorlesungen geht es um die *«Rechtfertigung Gottes, dass er den Baum unsers vermeinten Elendes ins Paradies gesetzt»*. Die Konkupiszenz hat den Fall von Adam und Eva verursacht – *«War sie also eine Sünde? das sei ferne! Nur ihre zu ungedultige Befriedigung war es.»* Denn die Konkupiszenz ist die Triebfeder des Handelns, und um sie in Bewegung zu setzen, brauchte Gott das *Verbot*. Seine heutige Form ist das göttliche und das menschliche Gesetz als die gelegentliche Ursache der Handlungen, während die wirkende die Willensfreiheit ist. Auf dem Gesetz fusst das Evangelium und geht über dieses hinaus, indem es nicht nur (im tieferen Sinn wertlose) gesetzmässige, sondern ethische Handlungen fordert, die die *«allgemeine Glückseeligkeit nicht nur nicht stöhren, sondern befördern und stuffenweise erhöhen»*. Die Gesetze, so lehrt ausgerechnet der Stürmer und Dränger Lenz weiter, sind die *«Lehre von den Verhältnissen»*, die von der Vernunft eingesehen werden können, während wir uns mit der Einbildungskraft aus den *realen* Verhältnissen heraussetzen und dem Eigendünkel oder der Hochmut verfallen. Es ist die Lehre von der freien Gnade Gottes, die uns davor zu bewahren geeignet ist: *«Wir werden ohne Verdienst gerecht.»* Trotz aller Betonung des Handelns, sind es nicht die Werke, die über unser Schicksal entscheiden, sondern das Streben.

Im ersten Anhang wendet sich Lenz vehement und mit hinreissend polemischem

Impetus gegen das Dogma der Erbsünde, das unter dem Zeichen des Baumes der Erkenntnis den vorhergehenden Vorlesungen bereits den Titel gegeben hat. *«Ist es denn auch vernünftig anzunehmen, dass der erste Mensch durch einen Fehltritt alles das wieder habe verderben und verhudeln können, was der allmächtige Schöpfer weis und gut geschaffen.»* Das Fragezeichen fehlt, die Frage ist rhetorisch: *«Welch ein gigantischer Aberglaube!»* Der Fehltritt, das begründet Lenz anhand genauer Bibelexegese, hat die ersten Menschen und alle ihre Nachkommen sterblich gemacht, nicht aber zugleich zu Sündern – die Nachfahren sündigen selber. Was sie Böses tun, ist ihre eigene Sünde, nicht Erbsünde. Es hiesse die Gnade Gottes zutiefst verkennen, wollte man ihm zutrauen, alle Menschen miteinander ins Unglück zu stürzen...

### Das Janusgesicht des Sturm und Drang

So weit, so gut, könnte man nun sagen, aber was geht das uns an – und was ging es Lenz so an, dass er sich in dieser Ausführlichkeit und mit diesem gedanklichen und rhetorischen Aufwand diesen Fragen widmete statt – zu dichten? Natürlich könnte man sich mit dem Hinweis auf den religionsgeschichtlichen Hintergrund beruhigen und zum Beispiel auf die Neologie verweisen, in der die Erbsünde ähnlich kritisch gesehen wurde. Man könnte (und soll auch) auf Lenzens Jugend im Dorpater Pfarrhaus des zelotischen Vaters verweisen, in der er gewiss mit moraltheologischen Fragen gleichsam getränkt wurde, auch auf das Studium in Königsberg, wo er die Philosophie (bei Kant) allerdings der Theologie entschieden vorzog. Zunächst ist die Ablehnung der Erbsünde die Voraussetzung für eine mehr als zähneknirschende Anerkennung der Konkupiszenz. Der Angriff auf die Erbsünde ist aber in Wirklichkeit eine Verteidigung: eine Verteidigung der Willensfreiheit. Und die Willensfreiheit gehört notwendig zu dem (neben der Konkupiszenz) entscheidenden Begriff dieses Textes: zum Handeln. Gott wollte, so Lenz, den Menschen nicht nur leidend, er wollte ihn auch handelnd, er sollte *«frei, ein kleiner Schöpfer der Gottheit nachhandeln»*, und *«handeln ist die grösste aller menschlichen Realitäten»*. Der Mensch als frei handelndes Wesen ist nicht nur Gegenstand dieser Vorlesungen, sondern ebenso seiner Dichtungstheorie. In den berühmten «Anmerkungen zum Theater» spricht Lenz von der Tragödie, die er anders als Aristoteles bestimmt. Ihr Gegenstand, heisst es da, ist nicht die dramatische Handlung, das blinde Schicksal, sondern Gegenstand sind die Charaktere der Menschen, die frei und souverän handeln und sich *«ihre Begebenheiten erschaffen, die selbständig und unveränderlich die ganze grosse Maschine selbst drehen, ohne die Gottheiten in den Wolken anders nötig zu haben, als wenn sie wollen zu Zuschauern.»* Wir wollen, sagt Lenz, im Unterschied zu den Griechen *«den Menschen sehen (...), wo jene nur das unwandelbare Schicksal und seine geheimen Einflüsse sahen»*.

Die «Philosophischen Vorlesungen» zeigen das Janusgesicht des Sturm und Drang, den man zu lange und zu einseitig in strikter Opposition zur Aufklärung als Bewegung des Irrationalismus abgetan hat. Heute weiss man, dass er zugleich Opposition und Erweiterung und Fortführung der Aufklärung ist. In den Vorlesungen treffen sich typische Elemente des Sturm und Drang wie das provokante Aufbegehren gegen die Tradition und der rhetorische Überschwang mit dem Appell an das Gefühl des Lesers und ebenso typische Elemente der Aufklärung wie der ungebrochene Glaube an die Vernunft (die schliesslich sicher durch das Labyrinth der Triebe führt). Gleich der erste Satz markiert die Spannung: *«Schönheit – ein Wort, das sich nicht umschreiben lässt: es muss empfunden werden, doch wollt ich es wagen durch ein ander deutsches Wort viel Licht auf diesen einfachen Begriff zu werfen: Übereinstimmung.»* Diese Vorlesungen zeigen aber – gegen sein dichterisches Werk gehalten – auch das Janusgesicht von Lenz selbst, denn der Realist Lenz konnte anders als der Philosoph Lenz das, was er wortgewaltig postulierte, den souveränen, freien und selbstverantwortlichen Bürger, in seiner Zeit nicht sehen; er schrieb nicht Tragödien, sondern Komödien, deren Gegenstand (wiederum nach den «Anmerkungen») die Begebenheit ist, an der die Personen nur teilnehmen: als Getriebene und Gejagte in der *«grossen Maschine»*. Der Philosoph hielt an der Vorstellung der

*Trotz aller Betonung des Handelns, sind es nicht die Werke, die über unser Schicksal entscheiden, sondern das Streben.*

Vervollkommnung des Menschen zur Glückseligkeit und an der Vollkommenheit der Welt fest, der Dichter nahm Abschied von diesen Idealen und zeigte die Welt, wie sie war. Und dieser unbedingte Wille zu sehen, was war, seine Weigerung, mit seinem Freund Goethe den Schritt zur Klassik zu machen, war wohl der tiefste Grund für seine Verstossung aus Weimar: Man konnte ihn dort nicht brauchen.

### Im vollen Bewusstsein der Provokation

Immerhin: Auch der Theoretiker stellte sich dem, was den Dichter umtrieb. Die Sexualität, die in seinen Dramen eine mehr oder minder deutliche Rolle spielt (man denke nur an den Hofmeister, der sich schliesslich kastriert), liess ihn nicht los. Obwohl er die Konkupiszenz als Triebfeder des Handelns bereits gerechtfertigt hatte, widmete er ihr im Anhang eine weitere Vorlesung: «Von unverschämten Sachen». Im vollen Bewusstsein der Provokation seiner Ausführungen hält ihn nur die Gefahr ab, eine Abhandlung in der Abhandlung zu schreiben, um zu beweisen,

*«dass die verwünschte Dezenz die alle diese Gegenstände überfirnisst unsern Herzen eben so viel Schaden thun als die Schminke unsern Gesichtern, Tugend und Laster, Schönheit und Hässlichkeit bestreichen sich damit und dann sehen sie sich alle ähnlich: wehe dann dem armen und unschuldigen Herkules, der auf dem Scheidwege steht und nicht weiss welche von den beiden Damen Tugend oder Laster ist.»*

Statt dessen wendet er sich nochmals der Rechtfertigung der Geschlechterliebe zu. Er malt die *«schröcklichsten Folgen»* aus, den *«gänzlichen Ruin»*, den ihre Befriedigung über uns bringen kann – und er malt auch den Genuss aus, den sie gewährt und der das Wissen um üble Folgen im Moment der Versuchung immer aufwiegt: *«une éternité de gloire vaut-elle un moment de bonheur?»* fragt er mit *Gresset* und vermutet gar, dass sich Adam durch das Geschenk des Beischlafs für den Verlust des Paradieses hinlänglich entschädigt hielt: *«Welche Güte vor dem obersten Gesetzgeber selbst gegen Malefikanten!»* Die Geschlechterliebe, die bei der Zerstörung und Erbauung so nah beisammen sind wie überall in der Natur (in dieser Naturauffassung zeigt sich der Realist und Stürmer und Dränger!), ist also ein Geschenk Gottes, und zwar eines, das mehr als Genuss und mehr als Fortpflanzung zum Ziel hat. Hatte Lenz vorher die Konkupiszenz als Triebfeder des Handelns gerechtfertigt, so zeigt er jetzt durch einen Blick in die Psychologie, dass sie über sich hinaus wirkt: kriegerische Gemüter werden *«auf dem Schoosse der Venus»* zu Tauben, gutherzige dagegen im Alter durch *«Nachhängung des Geschlechtertriebs (...) schaal und kaltsinnig»* – dies vor allem ist die wortmächtig beschworene Gefahr: kalt, leer und empfindungslos zu werden durch hemmungslose Befriedigung – so zu werden, dass man von dem Bemitleidenswerten wie *Büchner* am Schluss seiner Lenz gewidmeten Erzählung nur noch sagen kann: *«So lebte er hin.»* Wenn sich dieser Trieb für Lenz als *«Mutter aller Empfindungen»* erweist, so ist seine Zähmung der erste Grundsatz der Moral.

*«Allein es würde jedes wohlgezogene und delikate Ohr auf das unausstehlichste beleidigen und scandalisiren, wenn man sich unterstehen wollte ein so schönes und herrliches Gebäude, als la belle morale ist, auf unsere Schaam zu gründen (...) Aber es ist nicht anders (...).»*

Und deshalb hat Gott durch Moses in den Ehegesetzen die Hurerei mit so scharfen Strafen belegt. Aber was ist nun denen zu raten, die wie Lenz selbst und die meisten seiner Zuhörer in den Strassburger Gesellschaft nicht heiraten können, weil sie noch keine Position in der bürgerlichen Gesellschaft und kein Einkommen haben? Hier nun schlägt Lenzens religiöse Erziehung durch, und was so aufrührerisch anhob, nimmt ein Ende, das nicht für seine Zeitgenossen, aber für heutige Leser eine Provokation ist: *«Alsdenn diesen Trieb befriedigen ist Sünde.»* Immerhin, der Trieb soll nicht abgetötet werden, und auch von Beten, Fasten und Diät hält Lenz wenig, aber das Vergnügen des Sex soll durch ein anderes ersetzt werden: das der *«empfindsamen Liebe»*. Sublimation mit Hilfe der Vernunft! Ob Lenz, der die Stärke dieses Triebes und den Genuss, den seine Befriedigung gewährt, so besungen hat, wie kaum ein anderer dieser Zeit, daran geglaubt hat? ✦

*Dieser unbedingte Wille zu sehen, was war, seine Weigerung, mit seinem Freund Goethe den Schritt zur Klassik zu machen, war wohl der tiefste Grund für seine Verstossung aus Weimar.*

**Detmar Doering,** geboren 1957, studierte Philosophie und Geschichte an der Universität zu Köln und am University College London. Promotion 1989 im Fach Philosopie. 1980–1983 Gründungslandesvorsitzender der Jungen Liberalen in Nordrhein-Westfalen; 1990–1994 Referent für Ordnungspolitik und Grundsatzfragen bei der Friedrich-Naumann-Stiftung in Königswinter. Seit 1995 Stellvertretender Leiter (Bereich Wissenschaft) des Liberalen Instituts in Bonn.

# Der Komiker, das Glück und die Freiheit

## Warum es beglückend und befreiend sein kann, Politik als Unsinn zu betrachten

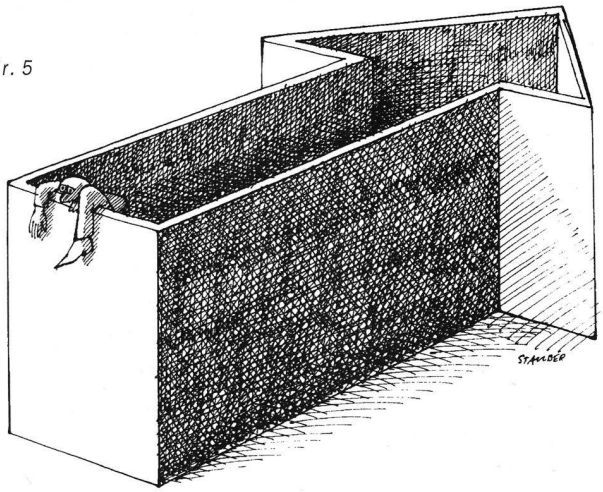
*Aus dem Komischen können wir lernen, dass nur in Freiheit, die nicht zuletzt in der Erkenntnis der Grenzen des Sinnstrebens besteht, wirklich Glück für die Menschheit entstehen kann. Wo kein Sinn ist, kann auch niemandem fremder Sinn aufgezwungen werden. Deshalb kommt das Komische der universalen Beglückung so nahe wie sonst kein hierfür erdachter Weg.*

Vor einigen Jahren machte ich während eines Urlaubs im Süden von Wales Halt in dem kleinen Städtchen Chepstow. Nach Besichtigung der normannischen Burgruinen aus dem 11. Jahrhundert war mir so sehr nach Historischem zu Mute, dass ich mich in einem Bücherantiquariat in die alten und verstaubten Schätze vertiefte. Ich versuchte, mich zwischen den vielen schönen Angeboten zu entscheiden, und ich nahm das eher leise und unaufdringlich laufende Radio des Verkäufers an der Kasse kaum wahr. Damit war ich nicht alleine, denn keiner der anderen Kunden – und auch nicht der Verkäufer – schienen das Hintergrundgeräusch zu beachten. Es war mir, während ich in diesem und jenem Buch blätterte, kaum bewusst, dass gerade die aktuellen Nachrichten liefen. Schiffskatastrophe hier, Erdbeben dort, Kriegsgreuel dahinten, Budgetkrisen überall – es war sicher das übliche Massenelend unserer Zeit, das dort vor allen Menschen ausgebreitet wurde, ohne dass es Eingang in die Gehörgänge oder gar in Seele und Bewusstsein fand. Erst am Schluss – also dort, wo es gemeinhin am unwichtigsten wird – kam (immer noch kaum hörbar) die kurze beiläufige Meldung: Der Komiker *Kenneth Williams* sei gestorben. Plötzliches Herzversagen. An diesem Tage.

Für den Bruchteil einer Sekunde herrschte Todesstille. Dann kam es aus allen Ecken und Winkeln des Antiquariats, selbst aus der zweiten Etage, wo das Radio eigentlich fast unhörbar war. Es war ein langgezogenes und trauriges *«Ooooh!»*, das wie auf ein Signal allen Mündern entfuhr. Dann wieder eine kurze Stille. *«Der Komiker ist tot!»* So schien es mir in den Ohren zu schallen, als ob Gottes Zorn die Erde abermals der Sintflut oder ewigen Höllenfeuern überantwortet hätte. Für kurze Zeit waren die sich völlig unbekannten Besucher des Ladens eine einzige Gemeinschaft in Trauer und Schrecken.

Über das Phänomen musste ich lange grübeln. Das Elend von vielen – es war weder für mich noch für sonst irgendwen besonders betrüblich. Die allgemeine Bedeutung von wirtschaftlichen Geschehnissen für unsere Zukunft – wen schien sie zu interessieren? Politische Katastrophen bis hin zum Krieg – wer würde sich deswegen von seinem Buch ablenken lassen? Doch dann: *«Der Komiker ist tot!»* Es war die Meldung, die keinen unerschüttert liess.

Die Frage, warum dies so ist, scheint auf den ersten Blick nicht leicht zu beantworten. Sie trifft das, was für jeden Menschen den eigenen Sinn des Lebens auszumachen scheint. Und die Antwort – das dumpfe und klägliche *«Ooooh»* in dem




*Dissident,*
*aus: Nebelspalter Nr. 5 1980, S. 39.*

kleinen Antiquariat in Chepstow als Reaktion auf den Tod des Komikers – scheint diese Frage offen zu lassen. Würde man die Besucher (inklusive meiner Person) vorher oder hinterher befragt haben, was für die Sinngebung im Leben an Ereignissen wichtig sei, wären es sicher andere Dinge gewesen. Kenneth Williams war, bei allem Talent, nicht einmal einer der ganz Grossen. In der Filmgeschichte wird er nie den Platz einnehmen, den seine grossen Landsleute *Charlie Chaplin, Stan Laurel* oder die Akteure von *Monty Python's Flying Circus* innehaben. Den bescheidenen Ruhm verdankt er der erfolgreichen Spielfilmserie «Carry on...» Erst im Spätprogramm der BBC erfuhr man später in einem kurzen Beitrag, den man aus dem Archiv geholt hatte, dass er durchaus über hohe komische Talente verfügte und eine überaus originelle Persönlichkeit war. Vielleicht hatte er nie die Chance, zu den ganz Grossen aufzusteigen, weil die Filme, in denen er spielte, ihm nie gerecht wurden.

### Unphilosophische Frage nach dem Sinn

Um das Phänomen erklären zu können, warum der Komiker und das Komische uns mehr als alles andere zu Herzen gehen, muss man in den Bereich der grauen – und damit leider kaum je wirklich komischen – Theorie des Komischen herabsteigen. Dies ist für alle Menschen, die sich den Sinn für das Komische erhalten haben, natürlich eine echte Zumutung.

Unser ganzes Leben scheint von Sinnfragen bestimmt zu sein. Beschäftigen wir uns – besonders im Arbeitsleben – zu lange mit Dingen, deren Sinn wir nicht einsehen, werden wir frustriert und deprimiert.

Wir versuchen ständig der uns umgebenden Welt Sinn oder (je nach Geschmack) viele verschiedene Sinngebungen abzuringen. Wir tun dies durch vermittels verschiedenster Arten von Wahrnehmung (der englische Philosoph *Michael Oakeshott* nannte sie einmal treffend *«modes of experience»*[1]), die wir nicht immer klar trennen. Die Welt wird als Ganzes empfunden, doch ist es eher ein Gemisch verschiedener Wahrnehmungsformen, die unser jeweils sehr eigenes Bild von ihr prägen. Von allen Wahrnehmungsformen hat die des wissenschaftlichen Rationalismus in der neueren Zeit die grösste Respektabilität einheimsen können. Dies ist auch richtig so, wenn das Anliegen die Auffindung objektiver und genereller Wahrheiten ist, oder wenigstens die Falsifizierung von Irrtümern durch empirische Überprüfung, die von *Karl Popper* nicht ohne gute Gründe als das bei diesem Unterfangen erreichbare Maximum beschrieben worden ist.

*Das Erhabene und das Komische ist kein logisches Gegensatzpaar.*

Für die Frage nach dem Sinn ist das objektive Wahrheitskriterium eher selten ausschlaggebend. Es handelt sich, trotz dem Beiklang geistiger Tiefe, um eine unphilosophische Frage. Viele Wahrnehmungsformen können sich als Hilfsmittel bei der Sinnsuche anbieten, so etwa die religiöse, die zynische, die poetische oder die ästhetische.

Im Jahre 1837 erscheint in Stuttgart eine Abhandlung unter dem vielsagenden Titel «Über das Erhabene und Komische. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen». Es ist die Habilitationsschrift von *Friedrich Theodor Vischer,* der es später (wie so viele Professoren) zum Abgeordneten der Paulskirche bringt. Er erweist sich dabei stets als guter Liberaler, was die These vom Zusammenhang von Freiheit und dem Komischen gewissermassen bestätigt. Das Erhabene und das Komische ist kein logisches Gegensatzpaar. Der Gegensatz zum Komischen ist schwer zu finden. Nicht einmal der Begriff des Ernstes taugt dazu, weil das Komische durchaus ernst sein kann. *Gilbert Keith Chesterton,* der es als einer der wenigen wirklich komischen Schriftsteller wissen musste, meinte einmal, man könne sich nur mit dem Unwort *«nicht komisch»* helfen, wenn man nach einer Definition des Gegenteils von *«komisch»* suche. Und *Auberon Quin,* den leidenschaftlich komischen Protagonisten seines Romans «The Napoleon of Notting Hill» (1904), lässt er den bemerkenswerten Satz sagen: *«... das menschliche Wesen sieht keinen Gegensatz zwischen dem Lachen und dem Respekt.*[2]»

Das Erhabene wurde schon in der Antike vom Griechen (Pseudo-)*Longinus* als Kategorie der ästhetischen Wahrnehmung beschrieben. In der Moderne ist es vor allem *Edmund Burke,* der im 18. Jahrhundert die Debatte um diesen Begriff belebt. *«Alles, was irgendwie schrecklich ist*

**1** *Michael Oakeshott: «Experience and Its Modes». Cambridge 1933.*

**2** *Gilbert Keith Chesterton: «The Napoleon of Notting Hill». Harmondsworth 1982, S. 157 (Übers. DD).*

*oder mit schrecklichen Objekten in Beziehung steht oder in einer dem Schrecken ähnlichen Weise wirkt, ist eine Quelle des Erhabenen; das heisst, es ist dasjenige, was die stärkste Bewegung hervorbringt, die zu fühlen das Gemüt fähig ist.*[3]» Dass Burke auch den Gedanken an Gott als erhaben bezeichnet, weil *«die wahre Religion eine (...) grosse Beimischung von heilsamer Furcht hat und haben muss»*, scheint (trotz des christlichen Bildes von dessen Barmherzigkeit) zumindest teilweise konsequent.

Damit ist ein wesentliches Merkmal des Erhabenen festgehalten, ohne dass es dadurch vollständig erfasst wäre. Das Erhabene stellt sich nur ein, wenn – wenigstens für kurze Zeit – temporär ein möglicher Sinn unausweichlich dominant wird, so dass er volle Konzentration auf ihn – und nur ihn! – verlangt. Dies umfasst das Gefühl des Schreckens.

Aber auch das Bild Gottes passt hinein – zumindest wenn man das Gottesbild der christlichen Scholastik des Mittelalters akzeptiert. Dieses besagte, dass man gegenüber den *bona particularia* der wechselhaften irdischen Welt über Willensfreiheit verfüge, gegenüber der *ultima et perfecta beatitudo,* die uns beim direkten Anblick Gottes erfüllt, aber nicht. Ihr gegenüber gebe es keine Alternative mehr bei der Suche nach dem Sinn. Oder im Zusammenhang mit unserem Thema: Selbst wenn man die Welt und ihre äusseren Erscheinungen bisweilen durchaus zu Recht als komisch empfinden mag, würde niemand Gott als Komiker bezeichnen.

Im Erhabenen drückt sich also für Menschen auf der Suche nach dem Sinn die Sehnsucht nach dem höchsten und ultimativen Sinn aus, und er scheint dabei auch die wohltuende Distanz zu schätzen.

In der ästhetischen Form der Sinnwahrnehmung ist dieses scheinbare Paradox selbst dann enthalten, wenn es um so etwas konzentriert Sinnhaftes wie das Erhabene geht. Diesem geradezu sinnwidrigen Streben nach Flucht vor dem Sinn gilt es, auf die Spur zu kommen.

## Das Komische – ein Mittel gegen übermässiges Sinnstreben

Dass das Komische in einem Spannungsverhältnis zu einem Übermass an Sinnstreben steht, leuchtet unmittelbar ein. Schon die kantische These, dass das Komische in einer plötzlichen Auflösung einer (sinnvollen) Erwartung in nichts bestehe, deutet darauf hin. Ein Mittel zur Erreichung dieses Zweckes ist die Verfrachtung von Dingen in einen ihnen völlig sinnwidrigen Kontext. Die von dem englischen Romantiker *Thomas de Quincey* erdachte illustre Schar des «Clubs der Mordliebhaber», die jeden Mord, der im Lande passiert, begeistert in der Manier von Kunstkritikern rezensieren, ist ein Beispiel für schwarzen Humor. *«Man beginnt allmählich einzusehen, dass zur künstlerischen Vollendung einer Mordtat doch etwas mehr gehört als zwei Dummköpfe, einer der tötet, und einer, der getötet wird, ein Messer, eine Brieftasche und eine dunkle Gasse. Formgebung, meine Herren, Sinn für Gruppierung und Beleuchtung, poetisches Empfinden und Zartgefühl werden heute zu einer solchen Tat verlangt.*[4]» So der Festredner des Clubs in De Quinceys groteskem Meisterstück «On Murder Considered as one of the Fine Arts» aus dem Jahre 1827. Etwas Grausiges wird in einen harmlosen und sinnfremden Kontext gestellt. Hätte er es in einen ethischen Kontext – in Form einer Rechtfertigung von Morden – gestellt, wäre zuviel Sinn übrig geblieben. Das Ganze wäre nur geschmacklos. Im sinnlosen ästhetischen Kontext ist es komisch. Gleichzeitig könnte man die zitierte Passage auch noch als Satire auf die Fortschrittsgläubigkeit der Philosophie vieler Zeitgenossen De Quinceys verstehen. Satire, eine besondere Abart des Komischen, basiert ebenso auf Einpflanzung von Gegenständen in einen falschen Kontext oder auf der Zerstörung von Gegenstand, Kontext und deren Zusammenhang durch Übertreibung. Bleiben Gegenstand und Kontext zu nahe beieinander, verschwindet der komische Effekt. Dies erklärt zum Beispiel, warum ein Komiker wie *Woody Allen*, der meist eigene psychische Probleme in langatmigen Miniaturpsychodramen inszeniert, oft so hoffnungslos unkomisch war, und daher zu Recht inzwischen in das «seriöse» Fach herabgestiegen ist. Es erklärt auch, warum wiederum die sinn- und zweckentfremdete Sahnetorte auch bei der tausendsten Wiederaufführung immer noch komisch ist. Denn: Am effektvollsten wirkt das Komische dort, wo das

Satire, eine besondere Abart des Komischen, basiert ebenso auf Einpflanzung von Gegenständen in einen falschen Kontext.

**3** Edmund Burke: «Philosophische Untersuchung über den Ursprung unserer Ideen vom Erhabenen und Schönen», übers. v. F. Bassenge. Hamburg 1980, S. 72.

**4** Thomas de Quincey: «Der Mord als eine schöne Kunst betrachtet», übers. v. A. Peuker. Stuttgart 1977, S. 45f.

Verhältnis von Gegenstand und Kontext sich immer mehr ins Absurde verschiebt.

### Eine Lanze für den Nonsense

Natürlich gehören der schwarze Humor und die Satire dem Bereich des Komischen ebenso an wie der Witz oder die Farce. Die Ästhetiker im Gefolge Burkes und *Kants* haben sie bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts in alle Einzelteile zerlegt und analysiert. Zum eigentlichen und innersten Kerngebiet sind sie nicht vorgestossen. Vischer kommt dem Punkt der Entdeckung nahe, doch scheint ihn die Aussicht darauf zu erschrecken, heisst es doch in der Einleitung zu seinem Werk über das Erhabene und Komische: *«Eine gewisse Ängstlichkeit verraten wohl die Stellen, wo ich die Freiheit der Komik gegen die Einmischung von moralischen und religiösen Bedenklichkeiten wiederholt in Schutz nehme.*[5]*»*

Erst zu Beginn dieses 20. Jahrhunderts weicht die Ängstlichkeit dem stolzen Bekennertum. *«Jeder Witz ist ein sinnloser Witz. Ein Witz ist aufgrund seiner Natur ein Protest gegen Sinn.*[6]*»* schreibt Gilbert Keith Chesterton. Der in seiner Ernsthaftigkeit stets unterschätzte Humorist gehört zu den radikalsten Verfechtern des Prinzips des Komischen. Nicht Satire, nicht Karikatur – der Un-Sinn ist die reinste Gattung des Komischen. Er stellt nicht nur die grösstmögliche Entfernung des Gegenstandes vom Kontext dar, sondern verhindert bereits durch die schon im Gegenstand angelegte Sinnlosigkeit, dass sich keinerlei Nebensinn einschleichen kann. Ob es den reinen Unsinn (neudeutsch: *nonsense*) wirklich geben kann, bleibt fraglich, aber es gibt Annäherungen. Der Versuch, überhaupt reinen Nonsense zu produzieren und nicht nur Sinn zu karikieren (was eine entschieden sinnreiche und potentiell unkomische Tätigkeit ist), ist recht neuen Datums. Chesterton nennt ihn in seinem legendären Essay «A Defence of Nonsense» den zentralen Beweis für den «abenteuerlichen» Geist des von ihm als so jugendlich empfundenen 19. Jahrhunderts[7]. Was dieses revolutionäre Ereignis qualitativ von aller vorheriger Komik – etwa der von Autoren wie *Aristophanes, Rabelais* oder *Sterne* – unterscheidet, schildert Chesterton so: *«Der Unsinn dieser Menschen war satirisch – das heisst symbolisch; es war eine Art überschwengliches Herumkapriolen um eine entdeckte Wahrheit. Es gibt auf der Welt keinen grösseren Unterschied als den zwischen dem Instinkt der Satire, der im Schnauzbart des Kaisers* [Wilhelm II.] *etwas Typisches von ihm sieht und ihn fortwährend grösser malt, und dem Instinkt des Nonsense, der (aus welchem Grund auch immer) sich vorstellt wie ein solcher Schnauzbart sich auf dem gegenwärtigen Erzbischof von Canterbury ausmachen würde, wenn dieser sich in einem Anfall von Geistesabwesenheit einen solchen wachsen lassen würde.»*

Als den wohl reinsten und vollkommensten Vertreter dieses neuen Phänomens «Nonsense» nennt Chesterton nicht ohne Grund *Edward Lear*, jenen begnadeten Zeichner und Dichter, der in seinem Werk der poetischen Gattung des *Limericks* zum literarischen Durchbruch verhalf. Was könnte unsinniger sein als völlig realitätsferne (nicht mehr als karikierende Anspielungen auf reale Personen verstehbare) Phantasiewesen, die ein offenkundig abstruses Unterfangen in den Kontext selbstverständlichster Selbstverständlichkeit stellen. Aber lassen wir den Dichter selbst und die erste Strophe aus seinem Nonsense-Epos «The Jumblies» zu Wort kommen:

*They went to sea in a Sieve, they did,*
*In a Sieve they went to sea:*
*In spite of all their friend could say,*
*On a winter's morn, on a stormy day,*
*In a Sieve they went to sea!*
*And when the Sieve turned round and round,*
*And every one cried, ‹You'll all be drowned!›*
*They called aloud, ‹Our Sieve ain't big,*
*But we don't care a button! we don't care a fig!*
*In a Sieve we'll go to sea!›*
*Far and few, far and few,*
*Are the lands where the Jumblies live;*
*Their heads are green, and their hands are blue,*
*And they went to sea in a Sieve*[8].

Weder die «Jumblies» noch die anderen Kreaturen aus Lears Feder – etwa der *Pobble*, der (wie wir ja alle wissen) keine Zehen hat, oder der *Dong with a Luminous Nose* – lassen sich als satirische Charakterisierungen interpretieren. Sie trotzen der Realität, selbst wenn ihnen der Chor der

**5** Friedrich Theodor Vischer: «Über das Erhabene und Komische», eingel. v. W. Oelmüller. Frankfurt 1967, S. 39.

**6** Gilbert Keith Chesterton: «Selected Essays», hrsg. v. J. Guest. London/Glasgow 1939, S. 39 (Übers. DD).

**7** Gilbert Keith Chesterton: «A Defence of Nonsense»; in: W. E. Williams (Hrsg.), «A Book of English Essays». Harmondsworth 1951, S. 209.

**8** Edward Lear: «A Book of Bosh. Lyrics and Prose of Edward Lear», hrsg. v. B. Alderson. Harmondsworth 1975, S. 167.

dem realen Sinn verhaftet Gebliebenen vergeblich die Gefahr des Ertrinkens entgegenhält – solchen Sinn ficht eine wahre Nonsense-Kreatur nicht an (und kann es nicht, weshalb das Sieb schwimmt). Die Stimme des Sinns ist nur noch entfernt – so entfernt wie es menschenmöglich ist – vernehmbar. Dass die Theorie des Komischen einst in den Zeiten Vischers der unkomischen Diskussion über das so unkomische Erhabene entsprang, ist ihnen verborgen geblieben und würde diese ausgesprochen unerhabenen Wesen auch nicht interessieren.

Aber wenn Unsinn so sinnlos ist, warum streben Menschen so sehr danach als ob er Sinn wäre? Tatsächlich wird kaum eine Mühe und Plage ausgelassen, um dem Komischen seinen Platz in der Welt zu sichern. Das Dasein als Komiker ist anstrengend und nimmt die Seele schwer in Anspruch. Das erklärt, warum so viele von ihnen durch Selbstmord enden – etwa *Harold Lloyd* oder *W. C. Fields.*

*Das Dasein als Komiker ist anstrengend und nimmt die Seele schwer in Anspruch.*

### Massenbeglückung jenseits des intimen Sinns

Schon das blosse «Handwerkszeug» verlangt dem Komiker viel ab. In einem Fernsehinterview erklärte *Buster Keaton* einmal, dass es eines jahrelangen Trainings (und echten Talents) bedürfe, um absichtlich auf der Bühne in einen Eimer zu treten und mit dem Fuss darin stecken zu bleiben, ohne dass es nach einem absichtlichen Hineintreten aussieht. Auch kann – allem Unsinn zum Trotz – in der Welt der Komiker ein mörderischer Kampf um die Gunst des Lachers toben, so, als ob es um den höchsten Sinn schlechthin ginge. Bekannt ist, dass W. C. Fields einmal bei einem Bühnensketch, in dem er als Billardspieler auftrat, so sehr durch die Tatsache irritiert wurde, dass sein sich unter dem Billardtisch befindlicher Kollege *Ed Wynn* mit neuen Gags dem Publikum mehr Lacher abzugewinnen drohte, dass er ihn kurzerhand mit dem Billardstock bewusstlos schlug und seelenruhig seine Vorführung weiterführte.

Warum sich das antun? Warum sich also mit dem Komischen, dem Unsinnigen, abgeben? Die Antwort klingt trivial, obwohl sie in Wirklichkeit ernste Probleme aufwirft: Es macht Spass! Offensichtlich bereitet schon die Distanz zum eigentlichen Gegenstand im Bereich des Schönen Freude. Trotz des zugrundeliegenden Gefühls des Schreckens gilt dies auch für das Erhabene. Aber während beim Erhabenen ein zu starkes Gefühl die Freude wieder nehmen kann (weil der schreckliche Sinn alles zu dominieren beginnt), sind dem Unsinn der Stärke des Gefühls keine Grenzen gesetzt. Wer bei einer Kinoaufführung etwa mit Filmen von *Laurel* und *Hardy* die vor Vergnügen den Bauch haltenden Zuschauer beobachtet hat, weiss wovon die Rede ist. Der Spass kann bis zur höchsten Glückseligkeit getrieben werden.

Das Komische bereitet also Glück. Höchstes Glücksgefühl empfängt man gewöhnlich im intimsten Miteinander von Menschen – man denke an das Verliebtsein. Ein solches intimes Glück setzt ein tiefes Empfinden und Einfühlungsvermögen für das komplexe Sinnstreben eines sehr nahestehenden Menschen voraus.

Es ist offensichtlich, dass das Glücksempfinden bei der Lektüre eines Romans von *Lewis Carroll* ebenso wenig mit einem solchen Glück zu tun hat wie das Betrachten eines Sketches von *Loriot* im Fernsehen. Diese basieren zwar oft auf tiefer Menschenkenntnis (wenn sie nicht die höchste Stufe des *nonsense* erreicht haben, der dies nicht mehr nötig hat, wie die Charakterisierung der «Jumblies» bei Lear), doch tun sie dies auf eine überpersönliche Weise. *Tom & Jerry* bringen einen zum Lachen, obwohl sie sich in ihre Zuschauer als unverwechselbare Individuen nicht hineinfühlen können – schon alleine, weil dies Trickfilmfiguren generell schwerzufallen scheint. Aus dem, was man in ihren Filmen von ihnen mitbekommt, kann man schliessen, dass sie es auch nicht wollten, wenn sie könnten. Aber: Sie eignen sich geradezu zur zeitlosen Massenbeglückung. Und dies können sie nur, weil sie eben nicht intimen Sinn suchen oder sonstwie sinnorientiert sind, sondern weil sie komisch und *nonsense* sind. Darin liegt – paradoxerweise – ihr Sinn.

### Intimes Glück ist nicht erzwingbar

Im vielbeschworenen Zeitalter des Massenmenschen ist der Wunsch nach Massenbeglückung rational nachvollziehbar.

Die Konsequenz, die wir in zunehmendem Masse beobachten können, ist ein verhängnisvoller Drang zur Politisierung des Glücks. Er hat keineswegs zur Zunahme von Glück geführt. In den meisten Fällen basiert er auf einem grossen Missverständnis über die beiden eben beschriebenen Grundtypen des Glücks – des intimen und des überpersönlichen Typus. Letzterer findet im Komischen und dieses im *nonsense* seine höchste Vollendung. Aber was hat dies mit dem Problem der Politisierung von Glück zu tun?

Alles Politische ist öffentlich. Es ist nicht intim. Die im Abendland als vollendeter Massstab für Politik gedachte Form der menschlichen Vereinigung ist die *res publica* – die Angelegenheit der Öffentlichkeit. Sie will nur Regeln schaffen, die die Suche nach Glück ermöglichen, nicht Glück produzieren. Vom Recht auf den *«Pursuit of Happiness»* spricht die amerikanische Unabhängigkeitserklärung, nicht von der *«happiness»*. Mit der Idee der Politisierung des Glücks scheinen wir von dieser Idee abzuweichen. Die Folgen davon sehen wir täglich. Etwa in der blinden Gefolgschaft vieler Menschen, die Glück suchen, für charismatische Führerfiguren. Oder in dem Wunsch, sich von der Politik jedes Lebensrisiko absichern zu lassen, was weder Glück bringt noch der Politik wohlbekommt. Am deutlichsten wird es bei der Suche nach der Utopie. Der utopische Traumstaat ist die *ultima ratio* der Suche nach politisiertem Glück. In einer Welt, in der jeder Sinn sucht, aber kein Sinn universal verbindlich ist, scheint der Wunsch, diese Verbindlichkeit von aussen gewaltsam zu erzwingen, unwiderstehlich zu sein. Aber solch intimes Glück ist nicht zu erzwingen, weil nicht einmal in den grossen Prinzipienfragen Einigkeit über den Sinn besteht. Soll der utopische Staat religiös oder weltlich sein? Schon dabei scheiden sich die Geister. Bei den kleinen Alltagsproblemen, die in Wirklichkeit noch wichtiger sind als die grossen, wird es noch schwieriger. Die Politisierung des Glücks gebiert, weil sie auf Zwang basieren muss, nur Unglück. Die intime Suche nach Glück, die (wenn überhaupt) nur im intimen Kreise möglich ist, verleitet uns zu Illusionen, gegen die nur die Beglückung durch das wirklich Komische als Gegenmittel helfen kann.

*Intimes Glück ist nicht zu erzwingen, weil nicht einmal in den grossen Prinzipienfragen Einigkeit über den Sinn besteht.*

Sollten daher die Komiker unsere Politiker werden? Es wäre eine reizvolle Idee, wenn sie dadurch nicht unweigerlich aufhören würden, komisch zu sein, was wiederum eine Katastrophe wäre, welche die Welt kaum verkraften könnte. *Groucho Marx* meint zu Recht: *«Ich schätze, dass es in der ganzen Welt keine hundert echten Komiker mit wirklichem Können gibt, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts. Sie sind viel seltenere und weitaus wertvollere Gebrauchsartikel als alles Gold und alle Edelsteine auf Erden. Aber weil man über uns lacht, wissen die Leute meiner Ansicht nach in Wirklichkeit nicht, wie wesentlich wir für ihre geistige Gesundheit sind.*[9]*»*

Aber vielleicht sollten wir (im Namen dieser geistigen Gesundheit), bevor wir unser intimes Herzensglück in die Hände der Politik legen, uns einfach angewöhnen, Politik nicht mehr in der ihr sinngemässen politischen Wahrnehmungsform zu betrachten, sondern in der komischen. Betrachten wir die Politik (die dies als Kompliment auffassen müsste, obwohl die Politiker dort wohl anderer Meinung sind) als Unsinn. Dies wäre ein Beitrag zu ihrer Verbesserung und könnte fast zur moralischen Pflicht erklärt werden.

Nur durch den Sinn für das Komische sind wir überhaupt in der Lage, Vertrauen in unsere Welt zu fassen, die dem Menschen, der diesen Sinn verloren hat, wie ein bedrohliches Chaos erscheinen muss. Chesterton, ein zutiefst gläubiger Konvertit zum Katholizismus, kann sich am Schluss von «A Defence of Nonsense» (S. 214) sogar zu der These versteigen, dass *nonsense* wahrer Glaube sei, während der Glaube an die regelmässige Ordnung der Welt bald durch gegenteilige Erfahrung zu Zweifel und Unsicherheit führe.

Die hohe Moral des Komischen, die durch die Indifferenz gegenüber jeglicher sinnvollen Moral und allen anderen Sinngebungen zustande kommt, liegt nicht nur darin begründet, dass sie die durch und durch freiheitlichste ist, die wir kennen. Sie alleine hat das Potential der Menschenheitsbeglückung in sich.

Als in dem kleinen Antiquariat in Chepstow das klagende *«Ooooh»* über den Tod von Kenneth Williams ertönte, da war klar, dass hier das zarte und unsinnige, aber doch einzige wirkliche Band sichtbar wurde, das die Menschheit verbindet. ✦

**9** *Groucho Marx: «Schule des Lächelns». Frankfurt 1981, S. 63.*

**Arthur Häny,**
geboren 1924, studierte an der Universität Zürich Germanistik und alte Sprachen und promovierte 1947 mit einer Dissertation über Hölderlin. Von 1948 bis 1989 war er Hauptlehrer an verschiedenen Gymnasien der Kantonsschule Zürich. Er veröffentlichte Lyrik und auch erzählende Prosa. Daneben hat er sich auch immer literaturwissenschaftlichen Themen gewidmet.

# Die Deutung des Bestehenden

## «triuwe» – ein Gedächtnisbuch für die Heidelberger Altgermanistin Elfriede Stutz

*Hölderlin hat am Schluss seiner Patmos-Hymne gesagt, Gott liebe es am meisten, «dass gepfleget werde / Der feste Buchstab / und Bestehendes gut / gedeutet.» Die deutsche Dichtung, glaubte er, richte sich nach diesem Leitsatz. Viel mehr noch als den Dichtern dürfte es aber den Literaturwissenschaftern am Herzen liegen, «Bestehendes gut zu deuten».*

Die Heidelberger Altgermanistin *Elfriede Stutz* (1919–1989), die wesentliche Studien zur gotischen, alt- und mittelhochdeutschen Literatur geschrieben hat, ist dieser Aufgabe vollauf gerecht geworden. Ihre Interpretationen sind von beispielhafter Exaktheit und Treue. Darum trägt das *Gedächtnisbuch* zu ihren Ehren auch den Titel «triuwe»[1]. Elfriede Stutz vereinigte zwei komplementäre Eigenschaften, die einander bei den Philologen nur allzuoft ausschliessen: Sie war nüchtern-kritisch und liebevoll begeistert zugleich.

Das Buch ist geschaffen worden aus dem *«gemeinsamen Bedürfnis, dieser aussergewöhnlichen Frau zu gedenken»,* wie im Vorwort der Herausgeber zu lesen steht. Das Leben von Elfriede Stutz stand unter dem Zeichen einer doppelten Pflichterfüllung. Nach ihren Studien widmete sie sich zuerst ihrer Aufgabe als Frau und Mutter. Erst nachher fügte sie *«dem Ja zur Familie»* (wie sie es nannte) ein *«Ja zur Forschung»* hinzu. Sie promovierte 1950, habilitierte sich aber erst 1972 an der Universität Heidelberg und wurde 1975 zur Professorin ernannt. Dem *«Ja zur Familie»* entsprach es, wenn sie in jungen Jahren *«mit dem Milchkännchen und einer Einkaufstasche»* kam, um einen Lektürekurs zu leiten – und den Kinderwagen *«unter dem Fenster im Hof»* hinstellte. Und es passt auch dazu, wenn sie einmal einer Studentin rundheraus gesagt hat: *«Mir sind die einfachen Weiber lieber als intellektuelle Biester!».* Dennoch fiel dann auch das *«Ja zur Forschung»,* zu dem sie sich durchrang, überzeugend aus. Ihre Veröffentlichungen erwarben ihr volle Anerkennung. Aber auch für ihre Studentinnen und Studenten hat sie sich teilnehmend eingesetzt.

Bei alledem blieb sie persönlich bescheiden. *«Mein Name ist übrigens Stutz, nicht etwa ‹Professor›»,* schrieb sie mir einmal. *«Wenn Sie mich nach all Ihren Erfahrungen noch jemals eines brieflichen Schreibens würdigen sollten, dann bitte mit meinem Namen, welches der Name meines lieben Mannes ist, ich bin nämlich keine Feministin.»*

Aber sie war eine berufene Philologin. Ihr innerstes Anliegen blieb doch wohl das *Gotische.* Wer jemals, wie ich selber, von einer Passion für diese älteste uns erhaltene germanische Sprache ergriffen war, der wird sie verstehen. In ihren Seminaren zum Gotischen sagte sie gelegentlich, es wäre ihr innigster Wunsch, nur einmal Wulfila sprechen zu hören! (Wulfila hatte die Bibel um 370 aus dem Griechischen ins Gotische übersetzt). Man möchte wünschen, dass dieser ihr Wunsch postum in Erfüllung gegangen ist. Denn bei aller kritischen Bemühungen der Germanisten bleiben doch auf dem Felde des Gotischen manche Fragen noch offen, wohl auch, was die Aussprache betrifft.

Elfriede Stutz hatte in der Sammlung Metzler 1966 die «Gotischen Literaturdenkmäler» herausgegeben. Das Bändchen, kurz und knapp gehalten, leuchtet dennoch all die vielfältigen Aspekte aus. Es dürfte auch heute noch die kompetenteste Einführung in diese Sprache sein. Ein unverhoffter Glücksfall in der Textgeschichte des Gotischen war die Entdeckung eines Doppelblattes des «Codex Argenteus» im Jahre 1970 in Speyer. Es enthielt den Schluss des gotischen Mar-

**1** «triuwe», Studien zur Sprachgeschichte und Literaturwissenschaft. Gedächtnisbuch für Elfriede Stutz, herausgegeben von Karl-Friedrich Kraft, Eva-Maria Lill und Ute Schwab. Heidelberger Verlagsanstalt, Heidelberg 1992.

kus-Evangeliums. Elfriede Stutz hat diesen Text eingehend erörtert. So ist es denn sehr zu bedauern, dass es ihr nicht mehr vergönnt war, die gotische Bibel von *Wilhelm Streitberg,* eine umfassende, heute noch massgebende Ausgabe, kritisch zu revidieren und auf den Stand der neuesten Forschung zu bringen. Sie hatte diese Aufgabe 1981 mit Begeisterung übernommen, ist aber damit nicht mehr zu Rande gekommen. Es wäre *die* Aufgabe gewesen, die sie sich für ihren Ruhestand ausersehen hatte. Die tückische Krankheit ihrer letzten Jahre hat die Durchführung verhindert. *«Jetzt muss ich wieder zu den Goten»,* sagte sie wiederholt noch im Krankenhaus. Doch der Tod hat diese Pläne zunichte gemacht.

Elfriede Stutz war überzeugt, dass man Texte nicht erforschen kann, ohne ihr *Umfeld* zu kennen. Das heisst, dass man auch über die *historischen* Verhältnisse der jeweiligen Epoche Bescheid wissen muss. Darüber hinaus interessierten sie die theologischen und kirchengeschichtlichen Probleme, die für das frühe Mittelalter so bedeutsam sind. Sie war auch in der Nordistik zu Hause. Die Mythologie und die Metrik beschäftigen alle Altgermanisten. Neben den erwähnten Bereichen handeln die Beiträge dieses Bandes unter anderem auch von der Namenkunde, der Sagaliteratur und den Nibelungen. (Die Gestalt Siegfrieds hat Elfriede Stutz besonders beschäftigt.) Die Heldenlieder der Edda lassen sich mit der Nibelungensage vergleichen. Oder man kann auch die mittelhochdeutsche Spruchdichtung an den Weisheitsbüchern des Alten Testaments oder an der eddischen Spruchweisheit messen. Es eröffnet sich dabei ein weiter Horizont.

Es ist hier leider nicht möglich, auf die einzelnen Beiträge einzugehen. Aber es leuchtet ein, dass sich eine Studie mit den Anredeformen für *«Gott»,* eine andere mit dem *«mitleidenden Gott»* befasst. Manche Altgermanisten früherer Epochen romantisierten und verklärten das Heidentum. Nicht so Elfriede Stutz; sie war, bei aller Ehrfurcht vor dem germanischen Ursprung, doch christlich gesinnt und auch überzeugt von einem persönlichen Fortleben nach dem Tode. Sie setzte sich zwar bei Gelegenheit für die klassische Antike und die immer wieder gefährdeten Schulfächer Latein und Griechisch ein. *«Ihr war aber ebenso bewusst, dass wahrer Humanismus ohne die Verankerung im Transzendenten nicht möglich ist und dass einen wichtigen Weg dahin die Religion des Menschen darstellt.* Gerade die gotische Bibel ist ja ein hervorragendes Zeugnis der frühen und fruchtbaren Berührung der Germanen mit dem Christentum.

Im Grunde hat das Mittelalter (das an unsern Schulen im grossen ganzen doch eher abseits steht), eine vielseitige, mitunter faszinierende Literatur hervorgebracht. Man denke an die reich überlieferte Lyrik und den Minnesang, an die Helden- und Liebesepik, an die Predigtliteratur, die verschiedenen Varianten der Mystik, die Passions- und Osterspiele – nicht zu vergessen die lateinischen und die deutschen Vagantenlieder! Zu dem literarischen kommt noch das linguistische Interesse an den Texten hinzu.

Zwei Dinge habe ich in dem schönen Gedächtnisbuch vermisst: eine Studie zur gotischen Sprache – und eine Fotografie der Frau, die es zu ehren galt. Denn das Bild, das sie auf einer Exkursion der Heidelberger Germanisten darstellt, zeigt nur ihren Rücken. Das ist denn doch zu wenig. Oder wollte man damit andeuten, dass ihr Leben nur dem Dienst an der Lehre – und also nur den anderen zugewandt war? ✦

SPLITTER

*Man muss den entscheidenden Unterschied seines eigenen besonderen Wesens begründen und hierdurch seine Verwandtschaft mit der ganzen Menschheit, selbst mit dem niedersten Menschenkinde, entdecken. Bejahung ist das Schlüsselwort. Aber Bejahung ist gerade der grosse Stein des Anstosses. Sie muss vollständig sein und nicht in Konformismus bestehen.*

*Henry Miller, Vom grossen Aufstand (Rimbaud), aus dem Amerikanischen übersetzt, Zürich 1954, S. 52*